Die Bevölkerung von Hoyerswerda-Land

Ein Beitrag zur Kenntnis der preußischen Oberlausitz

⟨Geschichte / Lebensform / Rassen⟩

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung des Doktorgrades

genehmigt von der

Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät

der

Friedrich-Wilhelms-Universität

zu Berlin

von

Heinrich Gottong
Werder ⟨Havel⟩

Tag der mündlichen Prüfung: 10. Mai 1939

Tag der Promotion: 31. XII. 1939

1939

Druckerei wissenschaftlicher Werke Konrad Triltsch, Würzburg-Aumühle

N 94

*48618.

Referenten:

Prof. H. F. K. Günther.

Prof. B. K. Schultz.

R. UNIV.
BIBLIOTHEEK
LEIDEN

Vorliegende Arbeit erscheint gleichzeitig als selbständiges Buch
im Konrad Triltsch-Verlag Würzburg

Einteilung.

Seite

Vorbemerkung 1

Geschichte 3

Entwicklung der Lebensform

Allgemeines 12
Wohnung und Wohnplatz 13
Dorfformen 19
Rechtliche Verhältnisse 23
Der Boden und seine Nutzung 29
Das Leben in der Gemeinschaft 35
Die Familien 42
Bäuerliches Handwerk 49
Tracht und Brauchtum 52

Der Mensch in der Landschaft 65

Die Bevölkerung

Gegenstand und Verfahren der Untersuchung 71
Körperhöhe 73
Größte Kopflänge 80
Augenfarbe 102
Beschreibung der Merkmale 106
Allgemeiner Überblick über die Merkmale in der Hoyerswerdaer Bevölkerung 113
Die Rassen in der Bevölkerung 118

Slawische Vergleichsgruppen 123

Schriftenverzeichnis 128

Bildtafeln ..... I—XV

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41543922_0110

Vorbemerkung.

Bei der Durchführung der Untersuchung alteingesessener Personen im Kirchspiel Hoyerswerda O.L. habe ich mich von der Überzeugung leiten lassen, daß eine ausschließlich anthropometrische Aufnahme der Bevölkerung nur ein unvollständiges Bild von dem tatsächlichen Umfang der verschiedenen Blut- und Rassenanteile vermitteln kann.

Schon die Vielheit der Fragen, die sich gleich zu Beginn der Arbeit in der Oberlausitz einstellte, hat mich in dem Vorhaben bestärkt, mich nicht nur auf die Rassenkunde und auf meßbare Merkmale zu beschränken, sondern auch die Volks- und Siedlungskunde und die Formen bäuerlichen Gemeinschaftslebens in stärkerem Maße zu berücksichtigen, als es bisher in ähnlichen Arbeiten geschehen ist.

Oft konnten Rassenmerkmale beobachtet werden, die in anderen deutschen Stämmen und Volksgruppen anzutreffen waren. Zu ihnen hätte nur schwer eine Beziehung gefunden werden können, wenn nicht die Siedlungsgeschichte und das Brauchtum denselben Weg gewiesen hätten.

Verglichen mit anderen deutschen Landschaften, sind alle Zweige des Volkslebens in der preußischen Oberlausitz wenig beachtet worden. Eine größere Aufmerksamkeit hat man bisher nur der sächsischen Oberlausitz und der Niederlausitz entgegengebracht, obgleich ihre Bedeutung in der Volksgeschichte nicht größer ist und in der Vielseitigkeit der Ereignisse hinter jener zurücksteht. Gerade die Landschaft um Hoyerswerda tritt erst verhältnismäßig spät in das volle Licht der Geschichte. Die Entwicklung bis zur heutigen Form hat sich in überraschend kurzer Zeit vollzogen. Die Herrschaft Hoyerswerda war immer ein Randgebiet und hat an den Geschicken vieler Länder und vieler Herren teilnehmen müssen und hat dadurch eine wechselvolle Geschichte durchlebt.

Vielleicht fordert gerade deshalb dieses Stück alten germanischen Kulturbodens eine besonders vielseitige Betrachtung.

Bei dem Aufenthalt in der Oberlausitz erfuhr ich wiederholt, daß immer noch versucht wird, das gesamte Land als nicht zum deutschen Volk und nicht zum deutschen Volkstum gehörig zu kennzeichnen. Ein umfangreiches fremdsprachiges Pressewesen war in Deutschland

selbst ins Leben gerufen worden, um diese abwegige und durch die Geschichte widerlegte Meinung zu stützen und zu verbreiten. Slawische Völker ermüden nicht, die Bevölkerung der Oberlausitz als staatsrechtliche Minderheit und ihre Lebensform und ihr Brauchtum als urslawisch zu bezeichnen.

Die vorliegende Arbeit soll keine politische Schrift sein, sie wird aber eine große Zahl solcher Leser finden, die sie vorwiegend politisch auswerten möchten. Diesen zeigt sie, wie politische Rechtsansprüche durch völkische Lebensgesetzlichkeit begründet sind, und welche Bedeutung die forschende Wissenschaft für eine gesunde Volkspolitik gewinnen kann. So betrachtet, ist die Arbeit zu einem gewissen Teile politisch zu nennen.

Der Hauptzweck der hier wiedergegebenen Beobachtungen ist, einen kleinen Beitrag zu liefern zur Kenntnis der Beschaffenheit des deutschen Volkes in seinen Landschaften. Neben der anthropologischen Aufnahme mag die kurze Beschreibung der Lebensform dazu geeignet sein, auf weitere Möglichkeiten der Volksuntersuchung aufmerksam zu machen, die in der Oberlausitz z. T. noch völlig unbeachtet geblieben sind.

Das Gebiet, das betrachtet worden ist, umfaßt die Dörfer

Seidewinkel	mit	457	Einwohnern
Bergen	„	285	„
Neuwiese	„	249	„
Nardt	„	293	„
Bröthen	„	785	„
Großzeissig	„	419	„

Sie gehören sämtlich zum Kirchspiel der evangelischen Kirche der Stadt Hoyerswerda die ungefähr im Mittelpunkt dieses Gebietes liegt. Die geographische Lage der Stadt ist 14°15′ östl. Länge und 51°26′30″ nördl. Breite; sie findet sich auf der Reichskarte des Reichsamtes für Landesaufnahme auf Einheitsblatt 89. Nähere Einzelheiten zeigt das Meßtischblatt 2619.

Zur Abfassung der einzelnen Abschnitte über die Entwicklung der Lebensform stand mir nur in beschränktem Maße Literatur zur Verfügung. Die Ausführungen stützen sich daher vorwiegend auf eigene Beobachtungen und auf Auskünfte, die ich auf meine Fragen von der Bevölkerung selbst erhielt oder die sich aus Gesprächen ergaben.

Die anthropologische Aufnahme der Bevölkerung habe ich mit Unterstützung der Anstalt für Rassenkunde, Völkerbiologie und ländl. Soziologie in Berlin-Dahlem gemeinsam mit Herrn cand. phil. Steuer im Sommer 1936 durchgeführt. Im folgenden Jahre 1937 hatte

ich bei der Verzettelung der Kirchenbücher nochmals Gelegenheit, drei Monate hindurch die Beobachtungen fortzusetzen, so daß ich glaube, ein wirklichkeitsnahes Bild der Bevölkerung und ihrer Lebensformen geben zu können.

Herrn Professor H. F. K. Günther gegenüber empfinde ich ein tiefes Dankgefühl dafür, daß er die Arbeit in der Lausitz ermöglicht hat und sie dadurch förderte, daß es ihm gelang, Mittel für die weitere Untersuchung bereitzustellen.

Geschichte.

Die Eigenarten der für diese Untersuchung herangezogenen Dörfer und die Rassenzusammensetzung der Bewohner und ihre Kultur können nur verstanden werden im Zusammenhang mit der Geschichte ihrer weiteren Umgebung, deren Geschicke die Dörfer geteilt haben, so lange sie in der Geschichte erwähnt worden ist. Die Entwicklungsgeschichte der Dörfer muß also notwendigerweise mit der Geschichte der Landschaft beginnen.

Ein Mensch entwickelt sich zu dem, was ihm durch die Erbströme seiner Ahnen bei der Geburt schon bestimmt ist, und was darüber hinaus die Erziehung und die Lebensverhältnisse bewirken können. — Ein Volk und eine kleinere Menschengruppe sind so beschaffen, wie sie die Abstammung, die Landschaft und die geschichtlichen Ereignisse im Verkehr mit den Nachbarn haben werden lassen. Eine Sonderkultur oder die Verschiedenheit gegenüber benachbarten Volksgruppen erklärt sich nur aus einer getrennten Entwicklung und durch Sonderschicksale, die eine kleine Landschaft betroffen haben.

Wer durch die Lausitz reist, wird überrascht sein, in einem so kleinen Gebiet so dicht beieinander und doch so scharf voneinander getrennt, unterschiedliche Volkstumsgruppen zu finden. Unterschiedliches Volkstum setzt eine Verschiedenheit der Kultur und damit auch eine geschichtliche Sonderentwicklung voraus. Daß auch im Rahmen einer allgemeineren Landesgeschichte noch Raum blieb für kleinste landschaftliche Verschiedenheiten, dazu hat zunächst die Landschaft selbst mit ihren ausgedehnten Sumpf-, Urwald- und Heidegebieten als natürliche Begrenzungen und Schranken ihr Teil beigetragen. Weiterhin lag diese Landschaft im Berührungsgebiet mehrerer politischer Kraftfelder. Die Lausitz war Spielball zwischen den verschiedensten Herren und wurde dennoch ein fester Wall gegen den Osten. Viele Kräfte haben gewirkt, Landschaft und Bewohner so zu formen, wie sie uns heute entgegentreten. Um diese Kräfte zu verstehen, ist

ein kurzer Überblick über ihre Geschichte wesentlich, denn sie gibt in wenigen Zügen ein Bild der Völker und Stämme, die diesen Boden betreten oder in Besitz genommen haben, und von denen sich ein kleiner Teil bis auf den heutigen Tag erhalten haben kann, sei es rein blutmäßig in den Menschen selber, sei es gestaltungsmäßig als Besonderheit im Brauchtum, im Überlieferungsgut einer Volkserzählung oder Sage oder in irgendeiner anderen Form bäuerlicher Lebensweise.

An großen politischen Ereignissen, die mehr oder weniger gewaltsam die Geschichte des Landes geformt haben, hat es in der Oberlausitz nicht gefehlt. Da sie wie der gesamte deutsche Osten keine natürlichen Grenzen hat, konnten sich die Ausdehnungsbestrebungen der Siedlungsnachbarn hier ziemlich unbehindert auswirken.

Die Oberlausitz gehört mit zu den alten Kulturländern und ist seit dem ersten Auftreten menschlicher Siedlungsspuren in der mittleren Steinzeit ständig der Boden geblieben, auf dem langsame Unterwanderungen oder gewaltsame Eroberungen stattfanden und lange Zeiten friedlicher Kulturarbeit mit völker- und kulturvernichtenden Ereignissen einander folgten. Die Lage der Fundplätze deutet darauf, daß die Bewohner der Lausitz in der mittleren Steinzeit Sammler waren, während sie im Gegensatz dazu bereits in der jüngeren Steinzeit Ackerbau betrieben. Aus dieser Zeit sind viele Funde bekannt. — Das Hauptsiedlungsgebiet lag damals in der heutigen sächsischen Oberlausitz und hat sich von dort, dem Laufe der Schwarzen Elster folgend, bis über Hoyerswerda vorgeschoben. Die Begleitgeräte dieser Zeit in der Oberlausitz zeigen in der Formgebung vorwiegend Einflüsse des nordischen Kulturkreises. Nordische Formen der Streitäxte und Abkömmlinge der Bootsaxt der jütländischen Streitäxte verraten deutlich den Verlauf der Kulturströmung. Auch Megalithgräber sind in der Oberlausitz gefunden worden. Über die Siedlungsverhältnisse im einzelnen liegt noch kein endgültiges Bild vor.

Für die hierauf folgende Zeit von 1500 bis 500 v. Ztw. läßt sich aus der ungeheuren Zahl der Gräberfelder und aus der unglaublich reichhaltigen Formengebung der Gebrauchsgeräte ein Schluß ziehen auf die große Dichte der Besiedlung und auf den Stand der Kultur, die einen für die damalige Zeit geradezu beispiellosen Aufschwung genommen hat. Die gesamte Lausitz bildete für tausend Jahre das Kernsiedlungsgebiet eines Volkes, das seine hohe Kultur über weite Teile Mitteleuropas verbreitet hat. Der Streit um den Volksnamen der Träger dieser „Lausitzer Kultur" ist noch längst nicht entschieden. Die lückenlose Entwicklungsfolge von der ältesten Bronzezeit bis zum Beginn der vorrömischen Eisenzeit läßt aber erkennen, daß die Lau-

sitzer Kultur bodenständig gewesen ist. Mehrere berechtigte Gründe scheinen darauf hinzuweisen, daß die Träger und Verbreiter dieser „Buckelurnenkultur" zu den illyrischen Stämmen zu rechnen sind. Es können aber auch Germanen gewesen sein, weil das Gebiet zwischen Elbe und Oder seit der Bronzezeit bereits germanischer Volksboden war (Kiekebusch: Zeitschr. Rasse I/6). Slawen kamen hierfür noch nicht in Frage, weil sie vor dem siebenten Jahrhundert ostdeutschen Boden nicht betreten haben. Für die Frage nach der rassischen Beschaffenheit der Bevölkerung ist es ziemlich belanglos, ob es sich dabei um Germanen (wegen Überlieferung germanischer Namen!) oder Illyrier als Bewohner handelt, denn beide gehörten als Teile des indogermanischen Urvolkes überwiegend der nordischen Rasse an. Eine Spaltung in die verschiedenen Gruppen hatte schon einige Jahrhunderte vor dem Beginn der Lausitzer Kultur stattgefunden. (Germanen etwa 1800 v. Ztw.) Etwa um das Jahr 500 v. Ztw. bricht diese Kultur ab. Über den Verbleib und die weiteren Schicksale dieses Volkes und die Ursachen des Verschwindens weiß man nichts [1]).

Von dem Verschwinden der Lausitzer Kultur bis zur nächsten nachweisbaren Besiedlung desselben Gebietes durch Ostgermanen klafft in der zeitlichen Reihenfolge der Bodenfunde eine Lücke von 500 Jahren. Nun ist aber kaum einzusehen, weshalb ein ganz anderes Volk nach einer so langen Zeit genau die gleichen Siedlungsplätze wieder einnehmen sollte, über die sich gewiß schon nach kurzer Abwesenheit der Bewohner der Urwald gebreitet hätte. Eine völlige Siedlungsleere ist also kaum anzunehmen. Die Basternen, die im 8. Jahrhundert v. Ztw. eine erste frühgermanische Kultur vom Norden nach Nieder- und Mittelschlesien brachten, werden bei ihrem Durchzug durch die Oberlausitz kleine Reste der noch angetroffenen Bevölkerung in sich aufgenommen haben. Bodenfunde sind hierfür allerdings noch nicht bekannt geworden. Ferner ist bekannt, daß ein Einbruch skythischer Kultur von Südosteuropa her sich bis zum Spreewald auswirkte. Bodenfunde in Obersachsen zeigen außerdem noch ein Einrücken westgermanischer Einwanderer und ihren Aufenthalt etwa bis zur Zeitwende. Die Beobachtungen in den Grenzgebieten (Schlesien im Osten, Niederlausitz im Norden und Obersachsen im Westen) zeigen uns Wanderbewegungen von Völkerstämmen, die

[1]) Nach Fertigstellung meiner Arbeit erhielt ich die Dissertation von Kropf über „Die Billendorfer Kultur auf Grund der Grabfunde". / Berlin 1937. — Kropf hat darin nachgewiesen, daß sich eine germanische Vorhut friedlich in das illyrische Gebiet einschob und so für die Endstufe der Billendorfer Kultur eine Mischkultur herbeiführte, deren Träger Illyrier und Germanen waren.

nicht ohne Berührung mit der Oberlausitz geblieben sein können. Es ist mit ziemlicher Sicherheit anzunehmen, daß geringe Reste westgermanischer Stämme in den fraglichen Gebieten verblieben sind und die Wohnplätze und die illyrischen Namen bewahrt haben bis die einrückende burgundische Bevölkerung die Landschaft wieder ins volle Licht der Geschichte treten läßt.

Zur Zeitwende dringen zunächst die Wandalen vom Norden (Weichsel-, Oder-, Warthe-Gebiet) in Südposen, Südpolen und Schlesien ein. Dabei trennten sich die beiden Stämme; die „Silinger" bevölkerten die Westufer und die „Asdinger" die Ostufer der Oder. Die Berührung mit der Oberlausitz kann nur ganz oberflächlich gewesen sein, denn nichts weist darauf hin, daß die Burgunden, die seit dem 2. Jahrh. n Zt. von dem Land Besitz ergriffen haben, als Eroberer eingedrungen sind. Reichhaltiges Fundmaterial von Gebrauchsgegenständen, Siedlungsresten und Gräberfeldern sind die untrüglichen Beweise, daß die Burgunden für lange Zeit hier ansässig waren. Neueste Veröffentlichungen (Schultz: Die Burgunden im Gebiet der heutigen Preuß. Oberlausitz/Görlitz 1937) glauben sogar ungefähre Angaben über die Anzahl der Burgunden und die Besiedlungsdichte machen zu können. Danach wäre für die Oberlausitz mit einer Siedlungsfläche von 1000 qkm und einer Bewohnerschaft von 25 000 Menschen zu rechnen. Der Aufenthalt der Burgunden in der Oberlausitz bis zu ihrer allmählichen Abwanderung gegen Ende des vierten Jahrhunderts muß eine Zeit ungestörten Friedens gewesen sein, denn nirgends sind Wehranlagen oder Befestigungen gefunden worden, die auf kriegerische Auseinandersetzungen oder auch nur auf ihre Möglichkeit schließen lassen. Wenn schon um 400 die Burgunden in großer Zahl am Rhein auftauchen und 406 dort ein Reich (mit der Hauptstadt Worms) gründen, so bedeutet das nicht eine vollständige plötzliche Abwanderung aus der Lausitz, denn es ist bekannt und römische Schriftsteller (Ammianus Marcellinus um 350 [in Schultz-Görlitz]) bestätigen es, daß alle germanischen Völker eine starke Erneuerungskraft besaßen und daß die Burgunden durch ihre stets wachsende Volkszahl „furchtbar" wurden. Das Vordringen nach dem Westen ist daher eher mit einer allmählichen Umsiedlung zu vergleichen. Eine dünne Restbevölkerung wird auf jeden Fall noch an den alten Siedlungsplätzen zurückgeblieben sein, denn sonst würde — wie bereits tausend Jahre vorher beim Verschwinden der „Lausitzer Kultur" — vor uns wieder die gleiche Frage auftauchen, weshalb sich abermals nach zweihundert Jahren eine ganz fremde Bevölkerung auf demselben beschränkten

Siedlungsgebiet einfindet und warum sich germanische Namen bis in die geschichtliche Zeit hinein erhalten konnten.

Im 6. Jahrhundert kommen erstmalig Slawen in die Lausitz. Alle Versuche, ein früheres Auftreten zu beweisen, sind widerlegt worden; aber auch ein späteres Erscheinen im Oberlausitzer Siedlungsgebiet ist nicht wahrscheinlich, denn es finden sich in der O.L. etwa sieben verschiedene Bestattungsarten der Slawen. Nun ist aber bekannt, daß Bräuche und besonders Bestattungsbräuche sich nur ganz langsam wandeln. Es ist also damit wahrscheinlich gemacht, daß die Slawen bis zu der deutschen Ostkolonisation auf dem alten germanischen Kulturboden eine Entwicklungszeit durchlebt haben, deren Beginn etwa im 6. Jahrhundert anzusetzen sein muß (Frenzel, S. 46). Nach 800 wird keine Einwanderung mehr erfolgt sein.

Die Slawen betraten germanisches Kulturland im Gefolge der Awaren, die bis ins 6. Jahrhundert nördlich der unteren Donau und östlich der Karpathen eine starke Herrschaft — u. a. auch über slawische Stämme — ausübten, nun aber von 561 bis 568 zwei Raubüberfälle auf das fränkische Reich im Westen unternahmen. Vermutlich führte ihr Weg (Mikkola-Frenzel s. S. 47) durch Galizien und Schlesien zur Elbe. Die slawische Unterbevölkerung, die sich den Awaren angeschlossen hatte, blieb dann in den dünn besiedelten Gebieten zurück, als ihre eigentlichen Herren längst wieder in ihre Heimat im ungarischen Tiefland zurückgekehrt waren. Niemals haben sie sich außerhalb dieses Bereichs festgesetzt. Aber nicht mehr als kennzeichnende Vertreter des indogermanischen Urvolkes mit den Fähigkeiten zu hoher Kulturleistung treten uns die neuen Einwanderer entgegen, sondern bereits als Mischvolk. Die uneingeschränkte Herrschaft der Awaren über die Slawen, die nach den Berichten (Frenzel S. 46) in einem sklavischen Abhängigkeitsverhältnis zu ihnen standen, haben eine weitgehende Verschmelzung beider Völkerschaften herbeigeführt. Den Beweis dafür liefert uns die Bemerkung des Sklavenhändlers Ibrahim ibn Jakub aus dem Jahre 965, der sich darüber wundert, daß die Bewohner braun und dunkelhaarig sind, und daß der blonde Typus bei ihnen wenig vertreten ist (Frenzel S. 47). Die Slawen, die nicht mit awarischem Blut vermischt waren, werden von Prokopos (Frenzel S. 79) im sechsten Jahrhundert als groß, stark und „ganz und gar rötlich" beschrieben. Im 10. Jahrhundert werden ihre Haarfarbe von einem Araber als rötlichblond und ihre Augen als blau bezeichnet. Auch in anderen Quellen erblicken wir in der Beschreibung der unvermischt gebliebenen Slawen die Merkmale der nordischen Rasse.

Gleichlautend in allen Beschreibungen[2]) ist die Feststellung, daß die Slawen, die unter der Gewaltherrschaft der Awaren standen, im Vergleich mit anderen Völkern indogermanischer Sprache dunkler waren und daß bei ihnen auch ein Schönheitsideal galt, das deutlich einen Mischtypus darstellt. Die Einheitlichkeit und die weitgehende körperliche Gleichheit aller Westslawen wird auch für Böhmen und Polen besonders betont. Für die Oberlausitz ist damit ebenfalls eine kurze Kennzeichnung der körperlichen Merkmale der neu eingedrungenen Bevölkerung gegeben. Für die südliche Oberlausitz — das Bautzener Land — ist bereits 865 die Siedlung des slawischen Stammes der Milzener bekundet. Es empfiehlt sich vielleicht, zum Unterschied von den unvermischt gebliebenen Slawen im übrigen Gebiet des östlichen Mitteleuropas, für die neuen Einwanderer die Bezeichnung „Wenden" wieder aufzunehmen, die ihnen die germanischen Nachbarn gegeben hatten. Sie selbst nannten sich Sorben (oder auch Serben) (Frenzel S. 50).

Vermutlich ist von den Wenden zuerst das Lößgebiet des Bautzener Landes besiedelt worden. Von dort aus ging dann die Besitzergreifung weiter nördlich liegender Gebiete vor sich; und zwar muß es sich um eine Art Kolonisation einzelner Familien gehandelt haben, die sich aus ihrer größeren Wohngemeinschaft lösten, um sich weiter nördlich wieder festzusetzen. In ihr neues Siedlungsgebiet haben sie oftmals die Namen ihrer ehemaligen Wohnplätze mitgenommen. So finden sich heute häufig gleichlautende Dorfnamen im nördlichen wie im südlichen Teil der Oberlausitz. Das Siedlungsgebiet der frühgeschichtlichen Zeit läßt sich keineswegs mit dem der Gegenwart vergleichen. Das ganze Land war mit dichtem Urwald bedeckt; und besondere Klimaverhältnisse zwangen den Menschen, mit den einfachsten Hilfsmitteln gegen den stets aufs neue vordringenden Wald einen zähen und mühseligen Kampf um ausreichenden Lebensraum zu führen. Dauernd bewohnbar waren nur die „Gefilde", die einerseits am fließenden Wasser liegen mußten, andererseits aber nicht Überschwemmungen ausgesetzt sein durften. — Eine „Urlandschaftskarte" der Zeit um 800 (von Frenzel, Hellmich und O. Schlüter), welche die Verteilung der Wald- und Überschwemmungsgebiete zeigt, gibt eine Vorstellung, wie gering der Raum war, der eine Dauerbesiedlung zuließ. Die dichtere Besiedlung der Landschaft um Hoyerswerda konnte aus diesen Gründen erst im 12. bis 14. Jahrhundert erfolgen, nachdem die Wenden

[2]) Zusammenstellung bei Frenzel.

von den Deutschen bessere Acker- und Rodungsgeräte eingetauscht hatten.

War die Landnahme — wie wir schließen dürfen — ohne Widerstände vor sich gegangen, so konnte doch für die Zukunft in einem Lande mit so verschiedenartiger Bevölkerung der Friede nicht gesichert sein. Deutsche Einigungs- und Machtbestrebungen machten sich geltend. Durch wiederholte Grenzüberfälle von seiten der sächsischen Grafen wie auch der Sorbenwenden entstand Feindschaft zwischen den beiden Stämmen. Schon Kaiser Karl I. legte zum Schutz der Ostgrenze die „Sorbische Mark" an und führte die ersten Kriege. Erst hundert Jahre später unter Heinrich I. wurde die deutsche Besitzergreifung mit größerem Nachdruck und Eifer fortgesetzt. Eine der furchtbarsten und entscheidendsten Schlachten in unmittelbarer Nähe des heutigen Hoyerswerda (am Koschenberg), die noch zu Gunsten der Deutschen entschieden werden konnte, ist für das Jahr 923 belegt. In der Folgezeit wurde die Eindeutschung durch die Christianisierung auf friedlichem Wege fortgesetzt. Sie ging von dem — ebenfalls von Heinrich I. geschaffenen — Bischofssitz Meißen aus. Diese Gründung Heinrichs blieb für lange Zeit Ausfalltor und Schutzwall im Osten. Gegen die Jahrtausendwende schien deutsche Kultur festen Boden gefaßt zu haben. — Aber bald brachen neue, gewaltige Katastrophen über dieses heiß umstrittene Gebiet herein. Zu einer dichteren Besiedelung fehlte es an Menschen. Eine deutsche Politik, die sich nur in geringem Maße um den Osten kümmern konnte, mußte es zulassen, daß sich der östliche Nachbar — Polen — ungestört zu einem großen Gegner herausbilden konnte. Nach Misika I. war es besonders Boleslaw I. Chrobry, der alle Kraft daran setzte, ein allslawisches Reich zu schaffen. Mit Verheerung und schrecklichen Greueln überzog er das Land, führte Tausende von Gefangenen fort und entvölkerte dadurch einige Landstriche bis auf ein Zehntel aller Bewohner. Nach den Feldzügen erhielt er im Frieden zu Bautzen 1018 die Belehnung mit dem Milzener Land, die Mark Meißen und die Lausitz. 1025 erhob er sich selbst zum König. Unter polnischem Einfluß blieb die Lausitz noch bis zum Tode Misika II. (1034), als durch Erbstreitigkeiten das polnische Königreich aufgelöst und zerrissen wurde. Die Lausitz kam wieder in den Besitz des deutschen Reiches. — Aber nicht lange Zeit. Mit einer so geringen Besiedlungsdichte hätte sich die Lausitz neben einer so kräftig aufwärts strebenden Macht im Osten nicht behaupten können, zumal eine wirksame Unterstützung durch das Reich kaum bis hierher reichte. Der Wunsch nach Anschluß an einen

Mächtigeren machte sich also bald geltend und 1076 wurde die Lausitz wieder vom Reiche getrennt und Böhmen unterstellt, das damals vollständig deutsch war. Hier war es Wiprecht von Groitzsch, der dem neuen Gebiete ganz besondere Fürsorge zuteil werden ließ.

Waren vorher aus dem Westen — Thüringen, Franken und Ostsachsen — kriegstüchtige Männer gekommen, um germanischen Volksboden dem Deutschtum wiederzugeben, so folgten jetzt (seit etwa 1105) Bauernsiedler vorwiegend aus Mainfranken und Thüringen dem Rufe Wiprechts nach dem Osten in das Land um die Schwarze Elster. Die Besiedlung hat noch angedauert, nachdem 1136 die Lausitz an die Wettiner gefallen war, und mag etwa gegen Ende des 13. Jahrhunderts im wesentlichen beendet gewesen sein. Von weniger bedeutungsvollen Nachkolonisationen abgesehen, erfuhr die Oberlausitz keinen neuen Nachschub von Siedlern. Die weitere wechselvolle und bewegte Geschichte wurde nun bestimmt durch dauernde Machtstreitigkeiten und Kämpfe rein politischer Art, die an der völkischen und rassischen Zusammensetzung der Oberlausitzer Bevölkerung nicht mehr viel geändert haben können.

Die verheerenden Züge der Mongolen unter Dschingis Khan fanden 1241 bei Wahlstatt ein blutiges Ende und hatten auf die Lausitz keinen Einfluß mehr. Niemals gelang es in der Zukunft östlichen Stämmen, deutschen Siedlungsboden zu betreten. Auch die Herrschaft der böhmischen Krone erlebte ein jähes Ende, und 1306 gingen die Länder der böhmischen Krone an das Haus Luxemburg. Kaiser Karl IV. (1346—78) gelang es, wieder die innere Befriedung herzustellen, die mit dem Zerfall des Rittertums verloren gegangen war.

An dieser Stelle sei es gestattet, die Betrachtung der allgemeinen Landesgeschichte abzuschließen und jetzt nur noch auf die Ereignisse hinzuweisen, die unser engstes Gebiet betreffen, Hoyerswerda. Zur weiteren Landesgeschichte sei nur noch bemerkt, daß die Oberlausitz, nachdem sie einige Zeit (1469—90; Kötschke S. 108) zum Königreich Ungarn gehört hatte, zusammen mit Böhmen 1536 an das Haus Habsburg kam, dann, nachdem sie im 30jährigen Krieg Zeiten schrecklicher Not und Grausamkeit durchlebt hatte, 1635 in den Besitz Sachsens geriet, aus dem der heutige Kreis Hoyerswerda und noch drei weitere erst nach dem Wiener Kongreß (1815) an Preußen kamen.

Die Burg in Hoyerswerda mag im 10. Jahrhundert in der Elsterniederung entstanden sein zur Sicherung des deutschen Einflusses, der sich bis zur Oder hin ausgebreitet hatte. Sie ist sicherlich eine

Stätte gewesen, die zum Schutze deutschen Kulturschaffens und deutscher Kolonisation gegen slawisch-wendische Ausdehnungsbestrebungen errichtet worden ist.

Die umliegenden Dörfer waren dem Burgherrn zinspflichtig. 1357 verkauften die Besitzer die Herrschaft Hoyerswerda an Kaiser Karl IV. Aber nur 13 Jahre lang bleibt die Herrschaft Krondomäne, dann folgt eine fast unübersehbare Kette von Grafen, Fürsten, Markgrafen, Kur- und Reichsfürsten als Besitzer dieser Herrschaft, bis sie 1816 in den Besitz der Preuß. Domänenverwaltung überging.

Es ist hier nicht der Ort und gehört nicht in den Bereich dieser Arbeit, auf weitere Schicksale und kriegerische Auseinandersetzungen früherer Jahrhunderte einzugehen; sie sind für diese Betrachtung nur wichtig, wenn durch sie fremde und neue Blutströme in die alte Bevölkerung eingedrungen wären, wie es zweifellos auch in geringerem Umfange durch die häufigen Truppendurchzüge und Einquartierungen und durch das Zurückbleiben invalider und ausgedienter Soldaten der Fall gewesen sein wird. Doch läßt sich über den zahlenmäßigen Anteil und über die Herkunft eines auf diese Weise nach Hoyerswerda gelangten Zuzugs keine genügende Auskunft geben, da auch die pfarramtlichen Aufzeichnungen nur ganz unzureichende Angaben enthalten. Um nennenswerte Zuzüge wird es sich aber nicht handeln.

Entwicklung der Lebensform.

Allgemeines.

Die politische Geschichte, die hier in einem kurzen Ausschnitt wiedergegeben ist, bildet nur den Rahmen für die Entwicklung, die sich im Lande und besonders im dörflichen Leben vollzogen hat. Beide Völker, die zunächst den Lebensraum teilten, die Deutschen wie die Wenden, brachten eine arteigene Kultur und ihre eigene Lebensform in das neue Siedlungsland und mußten sie den Erfordernissen der neuen Umgebung anpassen. Mit größerer Zähigkeit als ein Volk an seiner Sprache und an althergebrachten Gerätschaften festhält, bewahrt es sein Brauchtum und seine Lebensgewohnheiten. Von diesen läßt es nur unter dem Druck äußerer Notwendigkeiten ab oder wenn es an Zahl so klein ist, daß es seine Eigenarten gegenüber einer andersartigen Lebensform nicht mehr zu behaupten vermag. Eine weitere Möglichkeit, die ein Schwinden alter Formen beschleunigt, ist die Blutvermischung. Sie bedingt gleichzeitig einen Wandel der Lebensauffassung für den Einzelnen und einen anderen Gestaltungswillen der Gesamtheit.

Eine Bevölkerungsgruppe beweist ihre Tüchtigkeit, wenn es ihr unter Anpassung an die veränderten äußeren Verhältnisse gelingt, eine neue, aber arteigene Form zu entwickeln.

Eine Volksgruppe ist aber kulturell und biologisch unterlegen, wenn sie selbst nichts Neues schaffen kann, sondern Fremdes in geeigneter Form übernimmt. In unserem Untersuchungsgebiet trafen mit den deutschen und den slawischen Volksstämmen in frühgeschichtlicher Zeit zwei verschiedenartige Lebensformen aufeinander. Wenn sich heute nur e i n e Form der Lebensgewohnheiten erkennen läßt, so ist das ein Zeichen dafür, daß auch in der Bevölkerung ein Wandel vor sich gegangen ist. Sein Verlauf läßt sich an der Entwicklung der Lebensformen beobachten. Das Ergebnis dieses Verschmelzungsvorganges zeigt sich heute in der gemeinsamen Kultur und in dem rassischen Bild der Bevölkerung in den Orten, in denen die vorliegenden Beobachtungen gemacht worden sind.

Alle Erscheinungsformen einer Kultur lassen Rückschlüsse zu auf die Haltung und die Fähigkeit der Menschen, die sie geschaffen haben. Wenn — wie in unserem Falle — eine Kulturform verschwindet und durch eine andere ersetzt wird, dann ist das ein Anzeichen dafür, daß die Menschen, welche diese Kultur geschaffen haben, auch blutmäßig in der anderen Gruppe aufgegangen sind. Wenn ein Volk von einem anderen auf friedlichem Wege in wenigen Jahrhunderten so restlos aufgesogen werden konnte, ist der Schluß berechtigt, daß es an Zahl, an Lebenskraft und Lebenswillen dem anderen unterlegen war.

Ein dauerndes Nebeneinanderleben zweier Bevölkerungen auf so engem Raum ist nicht möglich. Die Berührungen, die zu einem Ausgleich führen, können durch kriegerische Auseinandersetzungen oder durch langsame friedliche Durchdringungen und Unterwanderung hervorgerufen werden. Oftmals legt sich ein Teil der Bevölkerung als Herrenschicht über den anderen und bringt diesen in ein Abhängigkeitsverhältnis. Mit der Zeit lassen sich aber die gesellschaftlichen Schranken zwischen der führenden und der geführten Schicht nicht mehr aufrecht erhalten, so daß eine Vermischung beginnt.

Alle drei genannten Vorgänge haben zu verschiedenen Zeiten die Verschmelzung in der Oberlausitz gefördert. Die geringen Reste germanischer Bevölkerung, welche die Wenden bei ihrem Eindringen noch vorfanden, haben sich während der ganzen Zeit der Wendenherrschaft hindurch erhalten und den Eindringenden Fluß- und Landschaftsnamen übermittelt. (Elster = Alistra = Raschbach oder Hellfließ [althochdeutsch], Schlesien von Silingen usw.)

Die blutigen Kriege im 9. und 10. Jahrhundert haben zwar das Land dem deutschen Einfluß geöffnet und es in deutsche Abhängigkeit gebracht; dem Deutschtum gewonnen wurde es aber erst durch die bäuerliche Kolonisation. Mehr als der Krieger hat der deutsche Siedler und Bauer dem Deutschtum erobert.

Im Folgenden soll versucht werden, den allmählichen Verschmelzungsprozeß in den einzelnen Gebieten menschlichen Lebens und bäuerlicher Lebensweise darzustellen.

Wohnung und Wohnplatz.

Über das Wohnen der Wenden in frühgeschichtlicher Zeit ist bisher wenig bekannt geworden; auch Bodenfunde aus dieser Zeit

geben über die Formen der Behausung keine Auskunft. In den ältesten Quellen findet man übereinstimmend (Kaune: S. 24), „daß die einzelnen Familien ursprünglich in Häusern wohnten, die in größerer Entfernung voneinander standen und sich leicht abbrechen und an anderer Stelle wiederaufrichten ließen". Das stünde auch nicht im Widerspruch zu der Beschäftigung der neuen Bewohner, von der uns an einigen Stellen berichtet wird. In ihrer Hauptbeschäftigung waren sie wohl zum überwiegenden Teile nicht Ackerbauer, sondern Tierzüchter, Jäger, Fischer und Zeidler. Bei dieser Art des Nahrungserwerbs wird sich ein wiederholter Wechsel des Wohnplatzes als notwendig erwiesen haben. Auf einen wiederholten Wechsel deutet auch die Tatsache hin, daß an keiner Stelle des wendischen Siedlungsbereiches Funde an Geräten und Abfällen gemacht worden sind, die einen längeren Aufenthalt an demselben Platz erkennen lassen.

Das Wohnhaus haben wir uns als Blockwerkbau vorzustellen mit ursprünglich einem und späterhin zwei Räumen, mit flach und ungeschützt auf die Erde gelegten Balken, über denen die Wände ohne Verwendung von Pfosten aufgerichtet wurden. Dieses Fehlen der Pfosten und die damit verbundene geringe Dauerhaftigkeit erklärt wohl auch zum größten Teil das Fehlen von Funden frühgeschichtlicher Hausgrundrisse. Gemeinsam ist allen Häusern der damaligen Zeit die Vorhalle an der Giebelseite, durch die allein der Zugang zum Hause möglich war. (Kaune: S. 23).

Über die sonstige Bauweise der Slawen ist nur wenig zu sagen, weil diese mit der Besitzergreifung des germanischen Landes auch gleichzeitig die nordische Hausform von der germanischen Restbevölkerung übernommen haben, ohne jedoch die gleiche Vollkommenheit in der Ausführung zu erreichen. Später notwendig werdende besondere Bauten für das Vieh und die Vorräte wurden ziemlich regellos aufgestellt. Erst später wieder unter dem Druck der deutschen Kolonisation erfolgte eine regelrechte Gruppierung zum Viereck um den Hof.

Henning (in: Die Dorfformen Sachsens) berichtet über die Siedlung der Wenden, daß sie in „früherer Zeit nicht fest und standhaft und nicht umwehrt" war und daß „das Haus ein Teil der fahrenden Habe" war. Die Hof- und auch die Ortsanlage wurden bestimmt durch die Notwendigkeit oder durch Wandlungen in der Wirtschaft. Die nordische Bauweise, welche die eindringenden Wenden sich angeeignet hatten, ist keineswegs erstarrt, sondern hat noch eine weitere Entwicklung erlebt. Die Baustoffe haben im Laufe

der Zeit mehrfach gewechselt: der Blockwerkbau ist durch das Fachwerk verdrängt worden; dann war es der Ziegelstein, der zunächst zur Ausfüllung des Gefaches verwandt wurde, bis er endlich in der neueren und neuesten Zeit zum alleinigen Baustoff wurde. Was erhalten geblieben ist, ist die Erinnerung an die alte Vorhalle. Auch sie unterlag in den Jahrhunderten mancher Veränderung. Sie wurde zunächst zum Teil und später vollständig in das Innere des Wohnhauses einbezogen und zu einem besonderen Raum gestaltet. An Stelle der sonst verwendeten pfostenlosen Blockwerkwände benutzte man für den Abschluß der Vorhalle Reiswerkwände, denen die Stützen den Halt verliehen (Kaune: 17). Bis in die jüngste Zeit hinein bewahrt man noch immer den Baugedanken der Vorhalle und zwar in vielen Fällen als Schmuckmittel, indem man die Formen des Vorbaues etwa in Pfostenstärke in Holz nachbildet und sie von der Giebelseite her um den vorderen Teil des Hauses herumführt (Umgebindehaus). Längst aber befindet sich der Eingang zum Haus an der Längsseite, wodurch bewiesen ist, daß sich bereits seit langer Zeit eine ganz andere Bauweise durchgesetzt hat.

Wenn wir die innere Raumordnung betrachten, so zeigt sich, daß von der ehemals nordischen Bauweise, die hier im ganzen Lande östlich der Elbe verbreitet war, abgesehen von dem „Umgebinde“ nicht einmal mehr Anklänge erhalten geblieben sind. Heute haben ausschließlich Formen Platz gegriffen, die sich aus der westgermanischen Bauweise entwickelt haben, die auf die Franken zurückgeht, und die wohl nur durch sie auf dem Wege der Ostkolonisation hierher gebracht worden ist.

Das fränkische Haus unterscheidet sich auch in seiner allerursprünglichsten Form von allen anderen, auch vom nordischen. Sein Hauptkennzeichen ist der Flur als besonderer Raum im Mittelteil des Hauses, durch den man das Haus betritt und an den die übrigen Räume anschließen. Die Küche liegt als gesonderter, abgeschlossener Raum hinter dem Flur, während sich auf der einen Seite die Wohnstube und auf der anderen ein Nebenraum, eine weitere Stube oder ein Vorratsraum für Futtermittel anschließen. Vom Flur aus führt die Treppe auf den Dachboden oder in die oberen Räume. Die schmale Giebelseite ist zur Straße gewandt. Der Flureingang befindet sich an der Längsseite. Dieser Grundplan des fränkischen Hauses hat sich in unveränderter Form erhalten, ganz unabhängig von der Stammeszugehörigkeit seiner Erbauer (Kaune: 17). Nur aus Hessen ist eine Abweichung bekannt. Dort

befindet sich der Küchenraum nicht im zurückliegenden Teil des Flurs, sondern unmittelbar hinter dem Eingang, also im vorderen Teil desselben. Dieser vereinzelte Sonderfall wird gerade deshalb an dieser Stelle erwähnt, weil sich in dem ältesten Haus (erbaut vor 1706) eines Dorfes in unserem Untersuchungsgebiet genau das gleiche beobachten ließ. Gerade dieses Haus vermag wegen seines Alters noch die ursprüngliche Bauweise zu zeigen, die an jüngeren Bauten wegen der Verwendung anderen Baustoffes nicht mehr zu erkennen ist. Das Blockwerk der Giebelseite ist erst vor kurzer Zeit durch eine Ziegelsteinwand ersetzt worden. Auch in der neuen Gestalt sind die Ständer des ehemaligen Vorhallenbaues erhalten geblieben, obgleich sie ihre Bedeutung als Stützen längst verloren haben und bei der waagerechten Lage der übrigen Balken des Blockwerkes (vgl. Abb. 1) wegen des ungleichen Zusammentrocknens des Holzes nur störend sind.

Die Längsseite und das Innere des Hauses zeigen, daß dem Flur — in diesem Falle gleichzeitig dem Herdraum — als Mittelpunkt des häuslichen Lebens größere Bedeutung zugekommen ist als der Stube, die erst viel später ihre heutige Wichtigkeit für das Familienleben erlangt hat. Die Sonderstellung des Flurs ist auch schon rein äußerlich durch eine unterschiedliche Wandkonstruktion hervorgehoben. Im allgemeinen bewahren die Häuser kleiner bäuerlicher Wirtschaften die ursprünglichen Formen und Kennzeichen besser und länger als größere, an denen aus wirtschaftlichen Gründen wegen vermehrter Ansprüche beträchtlichere Erweiterungen und Änderungen vorgenommen werden müssen. Auch das fränkische Haus in seinem Ursprungsland konnte manche Umwandlung erfahren, ohne daß sich an seinem Grundplan etwas geändert hat. Mit einer Erweiterung der Wohnräume, die durch Anfügen einer Kammer neben der Stube vorgenommen wurde, mußte der altüberlieferte Herdraum etwas zurückgedrängt werden. Er hat damit seine bevorzugte Stelle im Wohnhaus eingebüßt und erhielt den Platz, in dem wir ihn als abgeschlossenen Küchenraum in jedem fränkischen Hause finden: hinter dem Flur. Meist verbreitert er sich auf seiner dem Flur abgewandten Seite gegenüber diesem auf Kosten der Kammer, die gegen die große Stube in ihrer Größe bedeutend zurücktritt. Die Kammer (Commorka) ist ein langgestreckter Raum etwa in der halben Breite der Wohnstube mit nur einem Fenster an seiner Schmalseite, die zur Straße gewandt ist. Sie dient als Schlafraum.

Eine Besonderheit, der man noch größere Beachtung schenken

muß, ist die Art der Beheizung. Den größten Platz im Hause nimmt heute ohne Frage die Wohnstube und in ihr der große, breite Kachelofen ein. Seine Beheizung erfolgt fast ausnahmslos vom Küchenraum her; an dieser Seite zeigt er auch seinen vielseitigen Verwendungszweck. Er dient in vielen Fällen nicht nur der Raumbeheizung, sondern in seiner breiten Bratröhre wird gesotten und werden die Speisen bereitet. Zum Wärmen wird eine weitere, darüber befindliche Ofenröhre benutzt. Schließlich sind noch ein bis zwei Ofenpfannen (fanny) als Warmwasserspeicher angebracht. In alten Öfen hatten sie eine faß- oder topfähnliche Form und wurden kachlink (Kacheltopf) genannt.

Die vielseitige Ausnutzung der einen Heizstelle bringt den Nachteil mit sich, daß im Sommer in der Stube eine lästige Wärme entsteht. Die Einrichtung zeigt aber wieder, daß der Herdraum seine alte Stellung und Bedeutung zu behaupten versucht und in der genannten Weise die Stube als den heutigen Hauptraum von sich abhängig macht.

Gerade die Dörfer, über die sich unsere Untersuchung erstreckte, sind in der letzten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts mehrmals von verheerenden Bränden betroffen worden. Bis auf einige Scheunen, die der Zerstörung entgangen sind, findet man Häuser von etwa gleichem Alter wie das weiter oben beschriebene seltener als in den Dörfern, die in einiger Entfernung von diesen liegen. Die kleinen Häuser, die nur Herdraum, Stube und Nebenraum umfaßten, sind nahezu verschwunden. Die alte Holzbauweise ist völlig verdrängt. Der alleinige Baustoff ist seit der Mitte des letzten Jahrhunderts der rote Ziegelstein. Trotz aller Zeitströmungen und trotz gewandelter Bedürfnisse ist die Grundform des fränkischen Hauses unberührt und unverändert geblieben.

Die Häuser in den Dörfern um Hoyerswerda haben trotz ihrem veränderten äußeren Gewand ihre alte Ursprünglichkeit bewahrt. Die immer sich wiederholende Form soll durch Abb. 2 wiedergegeben werden.

Die stets zur Straße gerichtete Giebelwand zeigt im Erdgeschoß drei Fenster, von denen die beiden, die sich neben dem Eingangstor befinden, zur großen Stube gehören, während das äußere zur Schlafkammer gehört. Je nach den wirtschaftlichen Erfordernissen befindet sich darüber ein zweites Stockwerk mit der gleichen Raumanordnung oder nur einer einzigen Stube, die dann als Mägdekammer benutzt wird. Die Hofeinfahrt ist stets überdacht. Meist, sobald es der Raum gestattet, befindet sich darüber ein Boden für

Heu oder andere Futtermittel. Zwei weitere Fenster der Wohnstube sind dem Hof oder besser der Hofeinfahrt zugewandt und befinden sich noch unterhalb der Überdachung. Über zwei bis drei Stufen gelangt man in den Flur, von dem aus eine Treppe zu den oberen Räumlichkeiten führt. Geradeaus befindet sich die Tür zur Küche, an der Seite nach der Straße zu tritt man in die Stube ein, während auf der anderen Seite an den Flur meist ein Nebenraum oder auch eine Futterkammer anschließt, die in vielen Fällen nur durch eine Tür von ihm getrennt ist.

Das Dach des Wohnhauses erstreckt sich in gleicher Weise auch über die Viehställe und sonstigen Räumlichkeiten, die unmittelbar an das Haus anschließen. Den hinteren Abschluß des Hofes bildet eine quergestellte Scheune, neben der ein breites Tor eine zweite, hintere Hofeinfahrt (hinauska-culnija) bildet. Auf der dem Wohnhaus gegenüberliegenden Hofseite liegt die Auszüglerwohnung, die nur aus Stube und Küche mit etwas Nebengelaß besteht. Hieran anschließend befinden sich noch weitere Viehställe, Kammern für Geräte oder Wagenschuppen, so daß sich die Gebäude im Rechteck um den Hofraum schließen.

Aber nicht überall konnte sich bei dem Zusammentreffen von Germanen und slawischen Stämmen auch die germanische Bauweise so völlig behaupten und bis auf den heutigen Tag ziemlich unverändert erhalten wie gerade in dem eben beschriebenen Gebiet. Im Vogtland, um nur ein Gegenbeispiel zu nennen, ist wohl die deutsche Wiedergewinnung nicht in solcher Stärke vor sich gegangen, daß es zu einem gänzlichen Aufgehen der slawischen Bevölkerung im Deutschtum gekommen ist. Dort hat sich zwar auch die fränkische Bauweise eingeführt, aber sie zeigt doch unverkennbar noch die Merkmale slawischen Einflusses und hat insbesondere noch reichere Anklänge an das vorgeschichtliche Haus behalten (Kaune: 76). Daß diese soeben beschriebene Art der Hausform und der Gehöftanlage nicht zur Bauweise der deutschen Ostkolonisation schlechthin geworden ist, mag ein Vergleich mit den Nachbarorten beweisen, die wohl um dieselbe Zeit entstanden sein mögen, deren Siedler aber einem anderen Stamm angehört haben. Ihre Bauweise verrät deutlich den thüringischen Einfluß. Bei ihr ist die Erinnerung an die ursprünglich hier einheimischen Vorhallen noch lebhafter geblieben. Sogar für Zweckbauten wie Scheunen usw. ist die Form des Umgebindebaues angewandt worden (vgl. Abb. 3).

Die Entwicklung zur heutigen Form und die unveränderte Beibehaltung war nur dadurch möglich, daß die Zahl und die Lebens-

kraft der rückgewanderten deutschen Siedler ausgereicht hat, die Kultur und die Wirtschaftsform des Landes zu bestimmen.

Dorfformen.

Eine noch größere Überlieferungstreue als in der Form der Häuser zeigt sich in der Form der Dorfanlagen. In ihr offenbaren sich die frühesten Formen ländlichen Gemeinschaftslebens; alle später hinzugekommenen Anwesen müssen sich dem einmal vorgezeichneten Bebauungsplan einfügen.

Die ursprüngliche Anlage ist das einzelne Gehöft, wie es heute in seiner schönsten Form noch in Niedersachsen auftritt. Sie wird früher eine weite Verbreitung besessen haben.

Ein erster lockerer Zusammenschluß ist im Weiler und in dem Haufendorf mit seiner unregelmäßigen Streulage der Wirtschaften zu erkennen. Die Sammellage wird ursprünglich viel lockerer gewesen sein und der Abstand von der Hofstatt des Nachbarn war gewiß größer als heute. Durch diese Unregelmäßigkeit der Siedlung waren bei einem äußeren Zusammenschluß zu Wohngemeinschaften doch dem einzelnen noch genügend Möglichkeiten gegeben, seinen Gestaltungswillen der ursprünglichen Unabhängigkeit entsprechend, nach den Erfordernissen frei entfalten zu können. „Die sichtliche Ablehnung aller regelmäßigen Planung ließ schließlich ein umso natürlicher anmutendes Bild entstehen" (Thiede: 18). In dieser scheinbaren Regellosigkeit drückt sich der freudige Stolz und eine selbstbewußte Kraft aus, die jede Ordnung ablehnt. Die Form des Zusammenschlusses gewährt dem Besitzer nahezu noch die Freiheiten, die er auf dem Einzelhof genossen hat. Eine andere Erklärung läßt sich nicht finden angesichts der erstaunlichen Ordnung, die auf dem wirtschaftlichen Arbeitsfeld zu beobachten war. Diese Art des Wohnverbandes wird überall dort im germanischen Kulturbereich bekannt gewesen sein, wo auf gesichertem und geschütztem Kulturland eine Siedlung hervorwachsen konnte. Wo jedoch erst langsam vorwärtsschreitend neuer Ackerboden mühsam dem Wald durch Rodung entrissen werden mußte, machte sich eine andere Siedlungsordnung erforderlich: das Reihendorf in der Form des Waldhufendorfes.

Wegen ihrer noch unvollkommenen Geräte war es den eingedrungenen Wenden nicht möglich, in die ausgedehnten Wälder rodend vorzudringen. Wie anfangs gezeigt wurde, bot sich ihnen

in der ersten Zeit nur in den Gefilden eine ständige Siedlungsmöglichkeit. Dort bildeten die Weiler zunächst die einzige Siedlungsform, die dann auch meist im Schutze eines Herrn oder eines Sippenoberhauptes gelegen waren. Der Rundling, dem man früher slawischen Ursprung zugeschrieben hatte, hat sich in den letzten Jahrzehnten immer mehr als eine Dorfform erwiesen, die in gleicher Weise bei allen Stämmen Mitteleuropas und hauptsächlich immer in Grenzgebieten angetroffen wurde, weil er die best geeignete Siedlungsweise darstellt und in einer politisch beunruhigten Landschaft die beste Sicherung von Herde und Habe bietet.

Aus der frühslawischen Zeit sind Rundlingsformen der Siedlung nicht bekannt. Erst seit der Mitte des 10. Jahrhunderts, seit der Einrichtung des Burgwartsystems, treten Rundlinge auf. Henning vermutet, daß die wiederholten Magyareneinfälle zu Beginn des 10. Jahrhunderts zu einer erhöhten Sicherung der Ortschaften veranlaßt haben (Dorfformen Sachsens S. 13). Wenn auch der Rundling ursprünglich keine Eigentümlichkeit der slawischen Siedlungsweise darstellt, sondern sein Vorbild in der germanischen Wagenburg haben mag (Thiede: 23), so kann man in späterer Zeit an seinem Vorkommen den slawischen Einflußbereich erkennen. Der Rundling zeigt für das einzelne Gehöft einen schmalen Dreiseithof, der auf der einen Seite vom Langhaus (Wohnung und Stall) und im Hintergrunde durch eine quergestellte Scheune und auf der dritten Seite von der Rückwand des Nachbargehöftes begrenzt wird. Der Giebel und die offene Hofseite sind dem Dorfplatz zugekehrt (Henning: 20).

Beim Betrachten der Dörfer aus der Zeit der Wiedergewinnung des deutschen Orstens werden wir zunächst überrascht, daß durchweg eine ganz streng durchgeführte Planmäßigkeit in der Siedlungsform herrscht, die in einem bemerkenswerten Gegensatz steht zur Siedlungsweise im Ursprungsland der neuen deutschen Siedler. Diese merkwürdige Tatsache findet ihre ganz natürliche Erklärung, wenn man die Umstände betrachtet, unter denen eine neue Ansiedlung gegründet wurde (Thiede: 20). Die neuen Dorfgründungen entstanden meist nicht auf unumstrittenen Bauernland und waren nicht nur das Werk der jungen Dorfgenossenschaft, sondern auch das des Grundherrn oder seines Beauftragten. Aus diesem Grunde war es geboten, nach einem festen Plan zu siedeln, um sich dieser veränderten Lebenswelt anpassen zu können. Der deutsche Siedler kam nicht als Verdränger oder Feind der Slawen ins Land; er war ihnen und auch den slawischen Fürsten bald willkommen,

weil sie auch aus seiner Überlegenheit in der Bodenpflege und Bodennutzung Vorteil für sich ziehen konnten. Trotzdem war stets Bereitsein und Gefaßtheit auf feindliche Übergriffe und damit klare Ausrichtung erforderlich. Die für das deutsche Empfinden vollkommenste Form dörflichen Gemeinwesens hat die Siedlung im Angerdorf gefunden. Die Höfe lagen nebeneinander um einen langgestreckten, rechteckigen Anger herum, ohne daß von irgendwelcher Beengtheit die Rede sein konnte. Wo es der Boden erforderte, erhielt der Anger eine vom Rechteck abweichende Form, ohne daß die Siedlung die Kennzeichen des Angerdorfes verlor oder bei Auswölbung des inneren Dorfplatzes gar einem Runddorf ähnelte. Der Rundling, der durchweg nur wenige Häuser umfaßt, ist im Grenzgebiet entstanden und ist dann bei der beharrenden Art bäuerlich slawischen Wesens zur bleibenden Dorfform erstarrt (Thiede: 23). „Eine dem Slawentum eigene, hochstehende Dorfform fehlt völlig, und von Anlagen so planvollen Aufbaues und so strenger Geschlossenheit ist garnicht zu reden."

Alle Dörfer, die eine planmäßige Anlage zeigen, sind also Kolonistendörfer. Das häufige Vorkommen von „Wüstungen" und Bezeichnungen wie „Altes Dorf" oder „Wüste Flur" oder auch das Auftreten gemischter Siedlungen, in denen Angerdorf und Haufendorf zu einer Einheit zusammengewachsen sind, und das schließliche Verschwinden der Haufendörfer weisen darauf hin, daß die dünnbesiedelten slawischen Lande gänzlich mit deutschem Wesen und deutscher Sitte durchdrungen worden sind. Der nichtdeutsche Name einer solchen Siedlung verwundert nicht, wenn man bedenkt, daß viele deutsche Dorfgründungen an bereits vorhandene slawische Wohnplätze anschlossen und deren Namen dann weiterführten. Eine große Zahl von Wüstungen, von denen sich nur noch der Name in einer Neugründung erhalten hat, sind bereits seit der Mitte des 14. Jahrhunderts bekannt (Henning: 33). Diese Wüstungen zeigen damit den Beginn einer frühzeitigen Angleichung und die Anfänge des Verschmelzungsvorganges. Daß die Besiedlung der Landschaft um Hoyerswerda erst spät erfolgt ist, ist oben schon erwähnt worden. Die Siedlungsverhältnisse und das völlige Fehlen von Weilern und Gutsweilern können nur noch einen weiteren Beweis für die Richtigkeit dieser Beobachtung erbringen. Nur um Hoyerswerda selbst lag ein Wohnbezirk, der auf frühslawische Zeit zurückgeht. Erst mit Hilfe einer verbesserten Bodenbewirtschaftung, wie sie die Deutschen eingeführt hatten, wurde es möglich, erfolgreich in die siedlungsfeindliche Urwaldlandschaft einzudringen. Das Auftreten

gleicher Dorfnamen in dem Gebiet frühester wendischer Besiedlung, nämlich dem heutigen Bautzener Land und andererseits in der Landschaft um Hoyerswerda läßt vermuten, daß die wendische Besiedlung von Süden her erfolgt ist (Heimatbuch: 202).

Die Dörfer unseres Untersuchungsgebietes zeigen deutlich, daß sie in der Kolonisationszeit entstanden sind. Seidewinkel, Bergen und Neuwiese können dabei als Musterbeispiele für Angerdörfer angesehen werden. Neuwiese unterscheidet sich von den beiden anderen dadurch, daß der Anger in der Mitte eine Ausweitung erfährt, weil er eine Flußschlinge der Schwarzen Elster in sich aufnehmen mußte. (Vgl. Kartenbild: Abb. 4.)

Dieses Dorf ist wahrscheinlich auch das älteste der drei genannten, denn von dort aus soll auf höherer, hochwasserfreierer Stelle der Ort Bergen gegründet worden sein. Aber auch Neuwiese wird an eine noch ältere Gründung angeknüpft haben, an deren ursprüngliches Vorhandensein nur noch eine Flurbezeichnung „Altes Dorf" erinnert. In Bröthen sind die beiden gegenüberliegenden Gehöftezeilen näher aneinander gerückt, so daß mehr das Bild eines Straßendorfes entstanden ist. Die Ursache für diese Anlage ist wahrscheinlich die Unebenheit des Geländes gewesen, die man bei der Dorfanlage berücksichtigen mußte. Innerhalb der letzten wenigen Jahrzehnte ist die Einwohnerzahl Bröthens um das mehr als Zweieinhalbfache angestiegen dadurch, daß die Industrie viele Arbeiter aus der Umgebung herangezogen hat. Damit ist die Schaffung einiger weiterer Häuserreihen erforderlich geworden, die aber bisher das ursprüngliche Bild noch nicht wesentlich verändern konnten. Außerdem sind die neu hinzugetretenen Bauten von den ursprünglichen dadurch zu unterscheiden, daß sie nur in ganz geringem Maße landwirtschaftlichen Zwecken dienen. Eine ganz klare Ausrichtung in der Siedlung besteht auch in Großzeißig. In einigem Abstand von der Hauptstraße, die Bautzen und Hoyerswerda verbindet und schon in frühester Zeit die Bedeutung eines Haupthandels- und Verkehrsweges besessen hat, befindet sich die Dorfstraße, an deren der Hauptstraße abgewandten Seite die Gehöfte mit ihrer regelmäßigen Giebelstellung gradlinig aufgereiht liegen. Die gegenüberliegende Straßenseite ist unbebaut geblieben, weil die Rückseiten der Gebäude zu dicht an die Hauptstraße gegrenzt hätten. — Die verhältnismäßig größte Umwandlung hat das Dorf Nardt — heute Elsterhorst — erfahren. Wie weit die Entwicklung durch natürliche Verhältnisse bedingt war oder durch äußere Umstände erzwungen wurde, läßt sich schwer entscheiden. Die einstige Dorfstraße, an der

die ersten Gehöfte standen, verlief wahrscheinlich von SO nach NW. Heute sind noch zwei weitere, anders gerichtete Straßenteile zu erkennen. Von NW her ergriff eine Braunkohlengrube immer mehr Ackerboden. Eine Ausbreitung nach dieser Seite hin unterblieb also. Die Dorfstraße versuchte nun zunächst auszuweichen und wurde zum Verbindungsweg zum Nachbarort Nardt-Weinberg. Nachdem dieser Ort erst in der allerjüngsten Zeit vollständig den Kohlenbaggern zum Opfer gefallen war, wurde sie zu einer neuerlichen Richtungsänderung gezwungen. Aus diesen äußeren Ursachen erklärt sich der heute etwas regellos erscheinende Aufbau des ganzen Dorfes. Von diesem Sonderfall abgesehen, zeigen die übrigen Dörfer eine klare ausgerichtete Planung und Anlage der Siedlung. Die Richtung der Längsachse des Angers oder der Straße paßt sich jeweils den Verhältnissen des Bodens an, der sich mit seinen ausgedehnten Sumpfflächen nur in beschränktem Maße zum Siedlungsgrund eignet. Umso erstaunlicher ist die beispielhafte Regelmäßigkeit der deutschen Dorfgründungen, die sich bis zur Gegenwart erhalten hat.

Rechtliche Verhältnisse.

Spärlich sind die Quellen, aus denen noch ein Bild gewonnen werden kann von den Ordnungs- und Rechtsverhältnissen des slawischen Volkes auf germanischem Boden. Ganz entsprechend ihren Siedlungsplätzen, die klein und unregelmäßig an trockenen Aurändern lagen, wird auch der gesellschaftliche und rechtliche Zusammenschluß der slawischen Bewohner nur ganz locker gewesen sein. Eine geschlossene Dorfverfassung gab es nicht (Kötschke: 21). In dem dünnbesiedelten Lande konnten sie ihrem Nahrungserwerb nachgehen, ohne daß es einer rechtlichen Regelung bedurfte.

Engere Beziehungen bestanden nur innerhalb der einzelnen Sippen. Nach einem Bericht aus dem Jahre 873 bestanden im Gebiet der heutigen Oberlausitz 30 civitates. Unter einer civitas haben wir eine Sippe zu verstehen, die einem Familienoberhaupt (supan) unterstand und in der Nähe eines befestigten Ortes siedelte. Eine solche civitas haben wir in der späteren Herrschaft Hoyerswerda zu erblicken. Für die Stelle des heutigen Schlosses ist schon für die slawische Zeit eine Burganlage nachgewiesen. Vielfach wird die Ansicht vertreten, daß die Bewohner der Burg nicht der allgemeinen slawischen Bevölkerung entstammen, sondern eine Herrenschicht darstellten, die über der übrigen Bevölkerung lag. An der Spitze des

Stammes stand ein Fürst (Kleinkönig). Sein Titel war in der älteren Zeit Knež (= Herr); in späterer Zeit hat die Bewunderung der Machtentfaltung des großen Frankenherrschers Karl dazu beigetragen, daß sein Name zum Titel der wendischen Herrscher (kral) geworden ist. Die einzelne Sippe gliederte sich in Großfamilien, in denen alle drei Generationen zusammenblieben.

Eigenbesitz des Einzelnen gab es noch nicht, denn in der wendischen Sprache fehlen die Bezeichnung für Eigentum und Erben. Der Besitz des Vaters vererbte sich nicht in besonderen rechtlichen Formen auf die Kinder, sondern ging mit Notwendigkeit auf sie über. Trägerin des Besitzes war die ganze Familie. Wohnplätze dieser ehemaligen Sippen sind noch an den Ortsbezeichnungen einiger Siedlungen mit der Endung -eci oder -ici (= Geschlecht) zu erkennen. Wenn Aussiedlungen stattfanden, so bildeten sich Bruderschaften, die noch einige Zeit die Verbindung mit der Sippe aufrechterhielten. In den Besitzbezeichnungen drückte sich auch dies aus. Die übernommenen Landstücke wurden dann nach dem früheren Besitzer — z. B. nach dem Großvater (djed) Großvatergut (dedine = Dzedzine) — genannt. Alle übrigen Besitzbezeichnungen wie Lehngut u. ä. sind erst unter deutschem Einfluß entstanden (Kötschke: 22—23).

Bei dieser Art der Volksgliederung waren natürlich alle Sippenangehörigen frei. Nur durch die Verschiedenheiten des Besitzes und der Wirtschaftsweise werden sich ständische Unterschiede herausgebildet haben. Es ist bezeichnend für alle slawischen Stämme und Völker, daß sie nach vorherigen freiheitlicheren Lebenszuständen immer wieder unter drückende Herrschaftsverhältnisse gerieten und nie ihre ursprüngliche Freiheit selbst behaupten konnten.

Eine größere Umwandlung der Lebensform trat zunächst ein, als germanische Stämme mit der Wiedereroberung der östlichen Gebiete begannen. Zur Sicherung des wiedergewonnenen Bodens wurde auch die Lausitz mit einem Netz von Burgen überzogen, mit denen verdiente Männer belehnt wurden. Die umliegende Bewohnerschaft wurde zu erträglichen Tributzahlungen verpflichtet. Dadurch geriet sie vorerst in ein loses Verhältnis zum deutschen Reich.

Während der folgenden Zeit mit den ständigen Kämpfen zwischen Slawen und Deutschen änderte sich an dieser Lage nichts, bis vom 11. Jahrhundert an die friedliche Landnahme durch deutsche Bauern erfolgte. Ihre Siedlungen erstanden oft in unmittelbarer Nachbarschaft der bereits dort wohnenden Slawen; aber es blieb

eine scharfe Trennung zwischen beiden Völkern bestehen. Die Deutschen brachten nicht nur eine höhere Ackerbaukultur mit, sondern auch ihre eigene Rechtsauffassung, die für die Anforderungen des Ostens eine sinngemäße Abwandlung erfuhr. Die Siedlung wurde von dem Grundherrn einem Unternehmer (Locator) übertragen, der die Siedler anwarb und für seine Bemühungen den größten Hof des neuen Dorfes erhielt und damit vielfach auch das Schulzenrecht.

Bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts findet sich noch immer in den Dörfern der Erbrichter, der in den meisten Fällen gleichzeitig der Besitzer der „Erbschänke" war. In der sächsischen Oberlausitz trägt das Haus des Bürgermeisters u n d Gastwirts noch heute die Bezeichnung „Erbgericht".

Für die Ansiedler bestand das Erbzinsrecht. Dem Grundbesitzer wurde eine fest bestimmte Abgabe in Geld oder Naturalien gezahlt; im übrigen waren alle Siedler der neu erschlossenen Gebiete frei und zu keinen weiteren Leistungen verpflichtet. Gerade diese persönliche Freiheit lockte immer mehr Kolonisten an und erklärt die verhältnismäßig schnelle Besiedlung eines Landes, das zunächst ungewöhnlich angestrengte Kulturarbeit verlangte.

Die deutsche Ostlandkolonisation fand ein natürliches Ende, als alles siedlungsfähige Land vergeben war. Im dauernden Nebeneinanderleben der beiden Völker mußte eine klare rechtliche Ordnung geschaffen werden, die das wirtschaftliche und gesellschaftliche Leben regelte und damit den Weg für eine künftige Entwicklung vorzeichnete.

(Dr. Joh. v. Leers/S. 49:) „Bei der wendischen Bevölkerung hatten sich die Abhängigkeitsverhältnisse der wendischen unfreien Bauernschaft zu dem Kriegsadel erhalten, auch wo dieser langsam in das Deutschtum hineingewachsen war oder Deutsche an seine Stelle getreten waren. Dabei findet man in Ostdeutschland schon vor dem 30jährigen Krieg zwei Typen von Bauern:

1. den persönlich freien, lediglich zu erblichen Zinsen verpflichteten deutschen Kolonisationsbauern und
2. den mehr oder minder unfreien, jedenfalls an die Scholle gebundenen und für den Grundherrn außer zu Zinsen auch zu Dienstleistungen verpflichteten wendischen Bauern."

Die Einführung des Geldes als allgemeines Tauschmittel bringt eine veränderte Wirtschaftsführung mit sich und verändert auch die rechtliche Lage der Bauern im neuen deutschen Ostland. Der Grundherr beginnt, möglichst viel eigenen Boden selbst zu bewirtschaften.

Die Arbeit läßt er verrichten durch die Bauern, denen er anstelle der Erbzinsen die Pflicht zu Dienstleistungen auferlegte. Der Bauer war verpflichtet, im Falle seines Abzuges einen geeigneten Ersatzmann zu stellen; später behielt sich der Grundherr sogar vor, den Wechsel des Besitzers auf einem Bauerngehöft von seiner Genehmigung abhängig zu machen. Die persönliche Freiheit des Bauern erlitt dadurch keine Beeinträchtigung; die vermehrten Rechte des Grundherrn wurden noch nicht als Zwang empfunden. Auch der Zwangsgesindedienst, der für die dörfliche Jugend bestand, war nicht der Ausdruck einer Unfreiheit, sondern sollte nur die Landflucht der jüngeren Generationen verhindern. In späterer Zeit wirkte sich diese Maßnahme allerdings als Bedrückung aus. Nach dem 30jährigen Kriege tritt eine Verschlechterung der rechtlichen Lage der Bauern ein. Die Erbzinsgüter verschwinden und alle Bauern gerieten in das Abhängigkeitsverhältnis, in dem sich bisher nur die halbfreien wendischen Bauern befanden. Es gab nur noch zwei Gruppen der Bauernschaften: Eine Gruppe vererbte den Hof in direkter Linie, während sich bei der anderen der Grundherr das Recht vorbehielt, den Hof beim Tode des Bauern einzuziehen. Beide Gruppen haben als Entgelt für den Besitz ihres Bodens mehr oder weniger festgestezte Frondienste zu leisten. Jegliche Veränderung auf dem Hofe oder im persönlichen Leben wie Eheschließung und die Berufswahl der Kinder verlangte die Einwilligung des Grundherrn. Der frühere freie Bauer ist erbuntertänig geworden; die Machtbefugnis des Grundherrn ist dagegen ständig größer geworden. Wenn dieser seinen Besitz verkaufte oder verpfändete, so mußte der Bauer in den Besitz des neuen Herrn übergehen und durfte seinen Hof nicht verlassen. Von seinem Hofe losgelöst, konnte er aber als einzelner Mann nicht veräußert werden; er konnte schließlich Eigentum und sonstige Rechte erwerben. Es herrschte hier eine Erbuntertänigkeit, die man auch wohl als „ostdeutsche Leibeigenschaft" bezeichnet. Dem Besitz nach unterschied man vier Klassen des Bauerntums:

1. Bauern
2. Halbbauern oder Kossäten
3. Gärtner oder Büdner
4. Häusler oder Einlieger.

Im freien Bauernstand war die Kinderzahl größer als bei den leibeigenen Gutsarbeitern, die einen Heiratskonsens einholen mußten. Ein reich bevölkertes Land gewährleistete aber stets die erforderlichen Arbeitskräfte und ein ausreichendes Steueraufkommen.

Auf die Erhaltung der einzelnen Familie wurde dabei weniger Bedacht genommen. Der Staat hatte also schon damals ein lebhaftes Interesse daran, einen freien Bauernstand zu erhalten, weil dieser die größte Sicherung des Landes bedeutete. Wenn es ihm bisher nicht gelungen war, erfolgreich seine Bestrebungen gegen die eigensüchtigen Grundherrn durchzusetzen, so war dies leichter möglich in einer Zeit, in der sich eine ganz neue Art der Gedankenrichtung in der sog. Aufklärungszeit durchsetzte. Die Geistesbewegung erkannte die Bedeutung des Bauerntums und würdigte sie. Vereinzelt wurden von den verschiedenen Landesherren Verbesserungen und Erleichterungen für den Bauernstand geschaffen. Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. von Preußen sind wohl dann Vorbild und Beispiel für eine allgemeine Besserung des Bauernrechtes geworden. Dem Beispiel ihres verheißungsvollen Beginnens und ihrer Tatkraft in der Verwirklichung ihrer Pläne folgten mit der Zeit immer mehr Landesherren. Auch in der Schloßherrschaft Hoyerswerda trat im Jahre 1762 eine entscheidende Neugestaltung der bauernrechtlichen Verhältnisse ein.

Die Umwandlung vollzog sich in einer Form wie sie in dieser Zeit häufig gewesen sein wird. Ein herrschaftliches Vorwerk wurde zu gewissen Bedingungen den Bewohnern der benachbarten Dörfer gegen jährliche Zahlung eines vorher bestimmten Erbpachtzinses überlassen. Beibehalten wurde die Erbuntertänigkeit, die Ableistung der Hand- und Gespanndienste, die nun allerdings den geringeren Erfordernissen entsprechend eingeschränkt werden konnten. Weiterhin erhalten blieb auch die Verpflichtung, sich vom Grundherrn die Berechtigung einzuholen, wenn ein Bauer oder seine Nachkommen außerhalb der Herrschaft einen Dienst annehmen oder sich niederlassen wollten. Außerdem bestand noch die Lösungspflicht. Innerhalb der Herrschaft Hoyerswerda wurden den Bauern einige wirtschaftliche Erleichterungen geschaffen, die es ihnen gestatten sollten, den ihnen neu übertragenen Besitz in bestem Zustande zu erhalten. Mit der Aufteilung des Vorwerks verschwand auch der Zwangsgesindedienst der Bauernkinder, die nun auch davon befreit wurden, etwa auf anderen Vorwerken derselben Herrschaft Dienste zu verrichten. Üble und nachlässige Wirtschaftsführung wurde vom Grundherrn mit Nachdruck bestraft. Während man im sächsischen Einflußbereich erst ganz bescheidene Anfänge zur Hebung des Bauernstandes gemacht hatte (denn nach 1805 ist die eben erwähnte Ordnung noch gültig), wurde in Preußen das große Werk der Bauernbefreiung durch den Freiherrn vom Stein

durchgeführt. Schon wenige Jahre später kamen die Bauern unserer Dörfer in den Genuß der Segnungen, welche die Aufhebung der bäuerlichen Abhängigkeit für das vergrößerte Preußen mit sich brachte. — Alle Untertänigkeitsverhältnisse sind beseitigt, es herrscht freie Berufswahl und die Möglichkeit für jeden Untertan, Grundstücke zu erwerben.

Da von jetzt ab mehr und mehr allgemeine Gesetze die bäuerlichen Lebensformen und Erbfolgen bestimmen und regeln, kann auf ihre weitere Darstellung verzichtet werden. Das nun geltende bäuerliche Recht läßt stammesmäßige Eigentümlichkeiten unberücksichtigt und verwehrt den Einblick in das rassengebundene Rechtsempfinden des Volkes. Was heute noch in den Dörfern um Hoyerswerda als Besonderheit auffällt an der rechtlichen Stellung des alten und des jungen Bauern (Altenteilvertrag), entspringt wohl in erster Linie bäuerlicher Sitte und soll später im entsprechenden Zusammenhang erörtert werden.

Zu dieser kurzen Darstellung der Entwicklung des bäuerlichen Rechts wurde ich veranlaßt durch eine Urkunde, die mir zufällig in die Hände fiel. Sie ist unter Friedrich August II von Sachsen (derzeitigem Besitzer der Schloßherrschaft Hoyerswerda) ausgefertigt und stellt einen „Erbpachtcontract über das Vorwerk Neuwiese unterm Amte Hoyerswerda für die Untertanen zu Bergen und Neuwiese" dar und bringt für das Jahr 1762 eine Neuordnung des Pachtwesens. Aus diesem Erlaß mit seinen 25 Einzelbestimmungen lassen sich bei gründlicher Durchsicht die Zustände erkennen, die vor dieser Zeit geherrscht haben und die einer vielseitigen Änderung bedurften. Nur in geringem Maße konnte die obige Darstellung dazu dienen, das wirkliche Rechtsempfinden des Volkes zu kennzeichnen. Die hier beschriebenen Formen und ihre Wandlungen haben in der jüngeren Zeit nicht der inneren Lebensgesetzlichkeit des Bauerntums, seinen Bedürfnissen und Erfordernissen entsprochen. Die gesetzliche Ordnung wurde mehr und mehr zu Nutzen des Grundherrn durchgeführt. Der einzelne mußte sich ihr unterstellen, ohne daß sie seiner eigenen Lebensauffassung gerecht wurde oder auf alte Lebensgewohnheiten Rücksicht nahm.

Die kurze Betrachtung sollte also nur zu erklären versuchen, in welcher Weise durch gemeinsame gesetzliche Ordnung die beiden Völker Deutsche und Slawen einander in ihren Lebensformen angenähert wurden, da sie ja so lange Zeit mit nahezu den gleichen Rechten ausgestattet und einem gleichen Schicksal unterstellt waren.

Während die deutschen Kolonisten sowohl in den Städten wie

auch auf dem Lande wohnen durften, war die slawische Bevölkerung zum weitaus größten Teil nur auf dem Lande ansässig. Wenn man diese Tatsache bedenkt und sich dabei nochmals vor Augen führt, welches Ansehen die Landbevölkerung nach den vorangestellten Ausführungen bei den Städtern wohl noch genossen hat, dann wird es verständlich, daß sich plötzlich auch die Zünfte dagegen wehrten, Landbewohner — Wenden — in ihrer Mitte aufzunehmen, nachdem sie vorher, als das Ansehen der Bauern noch größer war, auch Zuwanderer wendischer Abstammung nicht von der Erlernung und Ausübung eines zunftmäßigen Handwerks ausgeschlossen hatten [1]).

Ähnlich wird es sich mit der Verleihung des Stadtrechts verhalten. Nachdem es den Wenden Jahrzehnte hindurch nur gestattet war, an Markttagen oder zur Zinszahlung die Stadt zu betreten, gewährt man ihnen allgemein in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts das Wohnrecht in der Stadt; also zu derselben Zeit, als für das Bauerntum die ersten Erleichterungen fühlbar wurden.

Der Boden und seine Nutzung.

Die Wirtschaftsform ist in den meisten Fällen an die geltenden Rechtsformen gebunden. Die Richtung, in der sie sich bewegen konnte, war somit schon in großen Zügen vorgezeichnet. Beginnen wir wieder mit der Zeit der slawischen Einwanderung! Alles, was für den Lebensunterhalt erforderlich war, lieferte der Boden und das Land selbst. Flüsse und Seen spendeten reiche Fischbeute, und die Wälder Jagdtiere, Honig und Holz. Der größte Teil der Abgaben wurde in Pelzwerk und Honig entrichtet. Je nach der Beschaffenheit der Landschaft und nach dem Stammesbrauch wurde in größerem oder geringerem Umfange Viehzucht betrieben; in erster Linie wohl Kleinvieh gehalten, aber auch in beträchtlichem Maße Pferde und Rinder (Kötschke: 21). Daneben war eine einfache Feldbestellung in Brauch. An geeigneten, oft verstreuten Stellen wurde der Boden notdürftig aufgelockert und die Saat hineingestreut. Die hauptsächlichsten Kulturpflanzen waren Roggen, Zwergweizen, Erbsen und Lein. Verschiedene Quellen (s. Frenzel: 84—85) bekunden einen auffallend reichen Hirseanbau, der also

[1]) Die Bezeichnung „Wende" wurde aber nicht nur zur Kennzeichnung der Abstammung angewandt, sondern drückte gleichzeitig die Zugehörigkeit zu einer sozialen Schicht aus. Elternlose fremde Kinder, Landstreicher, die Kinder von Strafgefangenen und Menschen, die einen unehrenhaften Beruf (z. B. den des Scharfrichters) ausübten, wurden oftmals „Wenden" genannt. (Lehmann: Geschichte des Wendentums in der Niederlausitz.)

eine ganz besondere Bedeutung besessen haben muß. Die Hirse war vor der Einführung der Kartoffel das Hauptnahrungsmittel. Schon im 10. Jahrhundert war auch den Slawen auf ostdeutschem Boden der Wechsel von Sommer- und Winteraussaat des Getreides bekannt.

Die Bodenverhältnisse boten nur vereinzelt kleine Stücke, die bei dieser einfachsten Bewirtschaftung Erträge lieferten. Die Folge davon war, daß die angebauten Feldstücke klein, unansehnlich und unregelmäßig gelagert waren. Um den Boden mit dem einfachen Hakenpflug ausreichend auflockern zu können, machte sich eine Längs- und eine Querbearbeitung des Ackerstückes notwendig. Für diese Arbeitsweise waren Feldstücke von quadratischer oder doch von breit rechteckiger Form am besten geeignet. Kurze, breite und unregelmäßige Flurbilder weisen also in der Regel auf frühere slawische Bevölkerung hin. Ganz verschieden davon ist ein germanisches Flurbild. Bereits in frühgeschichtlicher Zeit benutzten die Germanen den Wendepflug mit der eisernen Schar. Um die sogenannten „toten Anwende" beim Pflügen möglichst klein zu halten, bildeten sich als allgemeine Flurform der Germanen lange, schmale Stücke aus (Thiede: 9), in denen Furche neben Furche gezogen werden konnte. Hierdurch unterscheidet sich der Germane von seinen römischen, keltischen und slawischen Nachbarn.

Welches war die Folge des Zusammentreffens zweier so verschiedener Bewirtschaftungsweisen und entsprechenden Flurbilder?

Der bäuerliche Nutzboden hat manche Umwandlung erfahren; Sümpfe wurden getrocknet, Wälder gerodet, Flußläufe umgeleitet; viel Neuland ist so nach und nach zum ursprünglichen bäuerlichen Besitz hinzugekommen. Die Landschaft hat ein völlig anderes Aussehen erhalten. Ihre frühere Beschaffenheit ist uns heute nur noch aus den Flurnamen erkennbar. In ihnen hat sich über alle zeitlichen Wechsel und Neugestaltungen der Bodenordnung hinweg das Bild der ältesten Vergangenheit einer Landschaft erhalten. In treuer Überlieferung werden die Flurbezeichnungen von Generation zu Generation weitergegeben, wenn auch die Bezeichnungen im einzelnen später keine Berechtigung und keinen Sinn mehr hatten.

Die alten Bezeichnungen der Flurstücke berichten noch von der alten Beschaffenheit des Geländes, von Bodenverhältnissen und der Bodenbeschaffenheit:

Na hlinach (auf dem Lehm)
Na kamuškach (auf den Steinchen = Kies)
Kamjenče (das Steinige)

Běła hora (der weiße Berg)
Pod pěskami (unter den Sandstellen)
Rudy (Raseneisensteinstellen)
Rudny zahon (das Eisensteingewende)

Neulandgewinnung:

W ježorje (im See)
Na potokach (auf den Bächen)
Rečńišćo (Flußbett)
Smělny łušk (Schilfsumpf)
Stary hat (alte Teich)
Kibicĭ kraj (Kiebitzland)
Na kupach (auf den Inseln)

Bodenbedeckung:

W rjosony blak (Heidekrautfleck)
Wrjosešća (die Heidekrautstellen)
Worješne łuhi (Haselnußsümpfe)
Brězniske (Birkenfeld)
Boršć (Kiefernforst)
Lěsčina (Haselbusch)
Lipina (Lindenwald)

Landgewinnung:

Załaznja (hinter dem Rodeland)
Lazna (Rodeland)
Spalenc (die Brandstelle)
Wupalnišća (Brandstellen)
Pjenki (die Baumstümpfe)
za Sypanku (hinter dem Geschütteten)
Brězowy łužk (Birkensumpf)

Ortsbezeichnung:

Mjez rěkami (zwischen den Flüssen)
Zalěsnja (hinter dem Walde liegend)
Mroka (das Grenzfeld), Mjeza (die Grenze)
Za horku (hinter dem Hügel)
Za pušćencu (hinter dem Abflußgraben)
Na starcy wsy (auf dem alten Dorf)
Tři studnje (drei Brunnen)

Abgesehen von diesen Namen, die hauptsächlich örtliche Bedeutung besitzen, sollen uns besonders diejenigen beschäftigen, die allgemein die Eigenart des Volkstums zeigen und zur Beantwortung der oben gestellten Frage über die Flurform beitragen können. Die Zeit des frühesten Auftretens dieser Flurnamen läßt sich nur

in wenigen Fällen mit Bestimmtheit angeben. Ein großer Teil stammt schon nachweislich aus der Mitte des 13. Jahrhunderts, also aus der Zeit, in der überhaupt erst eine nennenswerte Besiedlung der Landschaft um Hoyerswerda begonnen hatte. Es ist zu vermuten, daß das Entstehen der Namen in die Zeit der ersten Anfänge wirklicher Ackerbaukultur fällt. In der Fülle der Flurnamen von Ortschaften der Landschaft um Hoyerswerda fällt die häufige Wiederholung von Bezeichnungen auf, die das Langförmige eines Feldstückes besonders betonen.

Zerdźe	Die Stangen
Brjenki	die Klingen = Messer
Smuha	Strich, Streifen
Dłujke	das Lange
Wuzke	das Enge
Na žerdźach	auf den Stangen = sehr langes Gewende
Tři žerdźe	drei Stangen
Zabrjeńki	hinter d i e Klingen

Sehr zahlreich sind auch die Namen, in denen der Bestandteil -zahon oder -zahoncy enthalten ist und der -gewende bedeutet, z. B. Lěsny zahon = das Waldgewende. Andere Namen zeigen, das Nebeneinandervorkommen von langen geraden Stücken und solchen, die in der Form das Gegenteil dazu bilden:

Rohački	die kleinen Zipfel
Na kriwom	auf dem Krummen
Kuty	die Winkel, die Keilstücke
Nuhelk	Winkelchen
Zbytki	die Reste
Rózki	die Ecken
Wopuški	die Schwanzstücke

Die Namen selbst geben schon die Erklärung für dieses sonderbare Zusammentreffen. In diesen „Zipfeln und Ecken" haben wir die Reste zu sehen, die dadurch entstanden, daß aus der unregelmäßig umgrenzten Dorfflur nur gerade Streifen herausgeschnitten wurden. Die Beschäftigung mit den Flurnamen verrät aber noch mehr über die bäuerliche Bewirtschaftung. Hingewiesen sei nochmals auf die soeben erwähnte Bezeichnung „Dreistangenstück". Viele Flurnamen, aus denen eine Dreiteilung spricht, lassen sich diesem einen noch an die Seite stellen.

Na třoch	auf den drei Beeten
Tři wosrědki	drei Beete

Třoje honka	die drei kl. Gewende
Na blišom	auf dem Nahen
Na dalokom	auf dem Weiten
Na sřenje	auf dem Mittleren.

Eine ausführlichere Behandlung der Flurnamen konnte hier nicht gegeben werden. Die kurze Aufstellung enthält aber schon genügend Hinweise, die erkennen lassen, daß auch in der Bodenbewirtschaftung germanische Ordnung und germanischer Brauch von Beginn an bis zur Gegenwart die Lebensform des Bauern im wiedereroberten Gebiet bestimmt hat.

Ich glaube, auch mit einem Recht schließen zu dürfen, daß die Dreiteilung der Flurstücke, die einige Male erkennbar wird, ein äußerer Beweis dafür sein mag, daß auch die Dreifelderwirtschaft, die bei den germanischen Stämmen schon im 5. Jahrhundert bekannt war (Thiede: 9), hier in Ostdeutschland eingeführt wurde. Das Kennzeichen der Dorfflur war die Gemengelage und der damit verbundene Flurzwang. Gemeinsamer Besitz aller Dorfbewohner waren die Hutungen, auf denen die Gemeindehirten das Vieh weideten. Erst um die Wende des 18. zum 19. Jahrhundert mit der Einführung der Fruchtwechselwirtschaft wurde durch die Flurbereinigung die Gemengelage beseitigt. Gleichzeitig wurde auch an vielen Stellen der Gemeindebesitz (Allmende) unter die Dorfgenossen verteilt. Neu eingeführte Nutzpflanzen wie Kartoffeln und Rüben beschleunigten die Verbreitung der neuen Flurordnungen.

Die Ackeranteile der einzelnen Höfe wurden so bemessen, daß sie einer Familie den erforderlichen Unterhalt bieten konnten. Die Größe einer solchen Hufe konnte also je nach der Bodenbeschaffenheit verschieden sein und richtete sich auch nach der Größe des zur Verfügung stehenden Raumes, war also auch landschaftlich verschieden. Im deutschen Stammlande haben sich verschiedene gebräuchliche Hufenabmessungen eingeführt: Die Königshufe, die aus Niederdeutschland kam, war nicht im Besitze eines Hofes, sondern gehörte einer Pfluggenossenschaft von vier oder mehr Teilhabern. Sie umfaßte etwa 48 ha. Das Maß der deutschen Hufe wird mit 10,5 ha angegeben. Daneben haben weiteste Verbreitung gefunden: die flämische Hufe mit 16,8 ha und die fränkische mit 25,2 ha. Die fränkische Hufe ist ganz überwiegend eine Rodungshufe geblieben. In den offenen Gebieten der Lausitz und auch in Böhmen und Polen begegnet häufig die Flämische Hufe.

Dadurch, daß der Gemeindebesitz verschieden unter den Gliedern der Dorfgenossenschaft verteilt wurde, begannen sich schon

die Spuren des alten Hufenmaßes zu verwischen. Große Gebiete des ehemaligen Gemeindewaldes und der herrschaftlichen Forsten sind in Eigenbesitz übergegangen und zu Ackerland geworden. Viele Neuerwerbungen und Landkäufe machen es fast unmöglich, heute noch die Abmessungen des ursprünglichen Besitzes zu erkennen.

Teilungen der Hufen haben dazu geführt, daß neben den Ganzbauern- auch Halbbauern-Wirtschaften und bei weiterer Teilung noch Gärtner- und Häuslerstellen entstanden, die entsprechend kleinere Fluranteile besaßen und nebenher in seltenen Fällen ein Handwerk ausübten, sonst aber Lohnarbeiten auf größeren Gütern ausführten. Mit kleinerem Besitz war auch ihre rechtliche Stellung innerhalb der Gemeinschaft eine andere als die der Ganzbauern. Es wurde streng darauf gehalten, daß die Zahl der Gärtnerstellen in einem bestimmten Verhältnis zur Anzahl der Ganzbauernhöfe stand (in Seidewinkel z. B. nur zwei Gärtner).

Über das Dorf Seidewinkel war zu erfahren, daß es zur Zeit der Leibeigenschaft 24 Bauernstellen umfaßte. Durch Teilung entstanden Wirtschaften, zu denen eine halbe Hufe Besitz gehörte. Die Bezeichnungen Ganzbauer und Halbbauer sind erst durch die Grundbuchämter eingeführt und stellen für die Dorfbewohner keinen Unterschied in der Bewertung dar. Ein Ganzbauer behält auch diese Bezeichnung, wenn er große Teile seines Besitzes verkauft hat; während die Bezeichnung Halbbauer auch dann noch bestehen bleibt, wenn durch Zukauf die Wirtschaft die Größe einer Ganzbauernwirtschaft erreicht hat. Die Größe einer Hufe beträgt 15 ha landwirtschaftlich genutzte Fläche und noch etwa 12 ha Forstland.

Der Ackerboden der von uns betrachteten Dörfer ist überwiegend humoser Sand. Die ausgedehnten Torfflächen sind durch die starke Entwässerung des erweiterten Bergbaues seit etwa dreißig Jahren stark rissig und ertraglos geworden. An einer Stelle findet sich ein guter Lehmboden, der aber schon in allernächster Zeit den Braunkohlenbaggern zum Opfer fallen wird. Im allgemeinen sind die Böden schwach sauer bis sauer. Der geringe Kalkgehalt des Ackerbodens beeinträchtigt leider auch die landwirtschaftlichen Erzeugnisse und damit auch die körperliche Beschaffenheit der eingesessenen Bevölkerung.

Der Ackerbau bildet heute die einzige Art der Bodennutzung. Ein Weidebetrieb — auch im bescheidensten Ausmaße — ist bei den ungünstigen Bodenverhältnissen nicht mehr möglich. An eine Viehzucht kann überhaupt nicht gedacht werden. Die Viehhaltung

für den eigenen Bedarf ist auf ein Mindestmaß beschränkt. Das ist nicht das Ergebnis einer natürlichen Entwicklung und nicht kennzeichnend für diese Bevölkerung, sondern es ist ein Notzustand, der dadurch geschaffen ist, daß der Boden, der noch um die Jahrhundertwende sehr feucht und sumpfig und im Frühjahr sogar der Gefahr des Hochwassers ausgesetzt war, durch den Abbau der Braunkohle im weiten Umkreis von Hoyerswerda vollständig ausgetrocknet ist. Ehemalige Teiche und sumpfige Stellen sind derart ausgedörrt, daß sie nicht einmal mehr eine karge Grasnarbe hervorbringen können. Sogar die Kiefernwälder fallen der Trockenheit zum Opfer und müssen Jahr für Jahr vor der weiteren Beackerung zurückweichen. Eine weitere Folge dieser Bodentrockenheit durch den Grundwasserentzug sind wieder verminderte Niederschläge in diesem Gebiet.

Die hauptsächlichsten Nutzpflanzen sind heute Roggen und Kartoffeln und seltener schon Hafer. Weizen gedeiht nur noch vereinzelt. In neuerer Zeit wendet man dem Flachsanbau auf Anraten der Bauernschaften wieder erhöhte Aufmerksamkeit zu.

Die Ackererträge sind sehr kärglich, so daß die Erzeugnisse mengenmäßig in keinem gesunden Verhältnis mehr zur Leistung und zur Gesamtnutzungsfläche stehen. Die Folge davon wird sein, daß dieses Gebiet bald nicht mehr in der Lage sein wird, die Bevölkerung ausreichend zu versorgen. Hinzu tritt noch die weiter um sich greifende Industrie, welche die Menschen vom Boden trennt und wegführt. Mit dem weiteren Abbau der Braunkohle verschwinden Dörfer und Ackerländereien. Bei der gegenwärtigen Entwicklung wird es nicht mehr lange dauern, bis dieses ganze Gebiet der bäuerlichen Nutzung verloren gegangen sein wird.

Das Leben in der Gemeinschaft.

Während die Umwandlung der rechtlichen Stellung und der wirtschaftlichen Lage der Oberlausitzer Bevölkerung von außen her in eine bestimmte Richtung gewiesen wurde, und sich unter dem Zwange der Notwendigkeit vollzog, wurden die Lebensgewohnheiten des Einzelnen und sein Verhältnis zu den Nachbarn und den übrigen Dorfgenossen weniger von einem äußeren Zwang beeinflußt. Das Gemeinschaftsleben konnte mehr eine eigene natürliche Entwicklung nehmen, so daß die äußere Lebensform in weitem Maße der inneren Lebensauffassung des Einzelnen entsprach.

Die Bildung kleinerer Gemeinschaften der eingewanderten Wenden war durch die Wohngemeinschaft eines Sippenverbandes gegeben. Zu einer Bildung größerer Gemeinschaften wird es nur zeitweise gekommen sein, im Kriegsfalle oder wenn die regelmäßig stattfindenden religiösen Feiern[2]) dazu den Anlaß gaben. Sonst werden die Großfamilien ein ziemlich gesondertes Leben für sich geführt haben.

Ein gewaltiger Wechsel trat auch hier mit der Wiedergewinnung des Landes durch die Deutschen ein. Die Dreifelderwirtschaft mit dem Flurzwang und die gemeinsame Viehhütung läßt sich nur in einer Dorfgenossenschaft durchführen. Diese Wirtschaftsführung setzt also bereits eine Form des Gemeinschaftslebens voraus. Die anfängliche Wohngemeinschaft wird bei den Germanen zur Wirtschafts- und damit auch zur Schicksalsgemeinschaft. Diese Not- und Schicksalsgemeinschaft drückt sich schon in der Siedlungsform durch das Angerdorf aus. Auf dem Dorfplatz werden die für die Dorfgemeinschaft wichtigen Fragen beraten und entschieden. Auch viele Flurnamen bezeichnen noch heute die Plätze, auf denen Zusammenkünfte und Versammlungen stattgefunden haben. Über die Feldbebauung, d. h. über mengenmäßige Aussaat der anzubauenden Feldfrüchte, über die Zeit der Aussaat und über den Beginn der Ernte hatte die Dorfgenossenschaft zu entscheiden. Der bereits erwähnte Erbpachtvertrag aus der Zeit der größten Rechtlosigkeit auch des ostdeutschen Bauern läßt doch immerhin noch die Bedeutung erkennen, welche die Dorfgenossenschaft einmal besessen hat und die sich trotz der wachsenden Machtbefugnisse der Grundherren erhalten konnte. Bei der Aufgabe der Vorwerksländereien durch Friedrich August III. von Sachsen wird es den Gemeinden Bergen und Neuwiese allein übertragen, die Aufteilung vorzunehmen, die Grenzmarken zu setzen — mit der ausdrücklichen Versicherung, daß sie dabei „in keinem Wege behindert werden mögen".

Von seiten des königlichen Grundherrn wurde nur die Bedingung daran geknüpft, dafür Sorge zu tragen, die Ländereien nicht verwildern zu lassen, sondern ertragsfähig zu erhalten, und alle späteren Veränderungen in der Grenzziehung dem Amte des Grund-

---

[2]) In einem Pfarrhause im ehemaligen Wohngebiet der Sorbenwenden fand ich mehrere Notizen, die sich zu einem Teil noch entziffern ließen. Aus ihnen ging hervor, daß die Wenden bis zum Jahre 1472 an bestimmten Tagen aus der Umgebung zusammenkamen, um gemeinsam „heidnischen Götzendienst" zu verrichten.

herrn mitzuteilen. Fernerhin wurde der Dorfgemeinschaft die Pflicht auferlegt, „auf die Singulos fleißig acht zu haben, welche üble Wirtschaft treiben, damit alle zu besorgende Unordnungen zum Besten derer Communen sofort in Zeiten abgestellt werden mögen".

Wenn diese Bestimmung vorwiegend zum Nutzen des Grundherrn (Pachtherrn) gegeben ist, so ist es doch bemerkenswert, daß die Prüfung dieser Verhältnisse nicht einem Amtmann, sondern der Dorfgemeinschaft selbst übertragen wurde. Ich möchte darin die gesetzliche Bestätigung eines alten Gewohnheitsrechtes erkennen, das die Gemeinschaft ermächtigt, über ein einzelnes Mitglied zu richten, wenn auch die ausübende Gewalt schon längst in andere Hände übergegangen war.

Seit dem 9. Jahrhundert waren weltliche und geistliche Kräfte eifrig bemüht, dem Christentum in der Oberlausitz Eingang zu verschaffen. Die Missionierung, die auch hier nach der kriegerischen Machtergreifung nur langsam voranging, konnte erst dadurch neuen Aufschwung erhalten, daß auch die Kolonisten der darauf folgenden Zeit den christlichen Glauben mitbrachten. Der gleiche Glaube und die damit verbundene gleiche Form des Gottesdienstes mußte natürlich gemeinschaftsbildend wirken. Es ist hier nicht der Ort, auf irgendwelche Formen des Glaubenslebens einzugehen oder gar eine kurze Kirchengeschichte zu geben.

In diesem Zusammenhange sollen uns kirchliche Ordnungen und Einrichtungen nur soweit beschäftigen, als sie geeignet waren, bestehende Gemeinschaften aus der vorchristlichen Zeit, wenn auch unter einer anderen Sinngebung weiter zu pflegen. Eine solche Gemeinschaft hat schon in vorchristlicher Zeit in den Zusammenschlüssen der einzelnen Altersgruppen und der Geschlechter bestanden. In dem Brauchtum des deutschen Volkes wird an vielen Stellen deutlich, welche Bedeutung gerade die Gemeinschaft der unverheirateten Mädchen für die Dorfgenossenschaft hatte. Den Saaten wünschte man Gedeihen und den Feldern Fruchtbarkeit, wenn man zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche im Frühling durch die Mädchen des Dorfes die Saaten „aufwecken" ließ. Dieser Gemeinschaftsbrauch ist unter dem Einfluß der Kirche zum „Ostersingen" geworden, das noch jetzt in allen Dörfern um Hoyerswerda geübt wird. Dieselbe Gemeinschaft der Mädchen tritt bei allen Geschehnissen hervor, an denen die Dorfgemeinschaft Anteil nimmt (Hochzeit, Taufe, Erntefest, Kirmes usw.). Die Gemeinschaft trat aber nicht nur zu den regelmäßig wiederkehrenden Festen in Erscheinung,

sondern war ein ständiger Zusammenschluß, aus dessen Verband sich die Mädchen erst durch die Eheschließung lösten. Er war die Stätte, an der das alte Volksgut durch mündliche Überlieferung gepflegt wurde und sich erhalten konnte. Den äußeren Rahmen und die nützliche Seite dieser Zusammenkünfte bildeten im Winter die Spinnabende. Unter der Aufsicht der „kantorka" wurden diese Spinnten nicht nur Stätten der Geselligkeit (Lieder, Erzählungen, Spiele usw.), sondern auch Stätten der Erziehung.

Der Zusammenschluß der ledigen Mädchen ist nicht die einzige Äußerung des Gemeinschaftssinnes der Dorfgenossenschaft.. Eine dörfliche Schicksalsgemeinschaft drückt sich auch in allen Altersklassen aus. Bei einem Todesfall in der Dorfgenossenschaft legen alle gleichaltrigen Mitglieder vier Wochen lang Trauerkleidung an, vier weitere Wochen Halbtrauer, um endlich nach zwölf Wochen die übliche Tracht wieder anzulegen. Der Verlust eines Einzelnen wird also hier deutlich als Verlust für die Gesamtheit empfunden und durch die lange Trauerzeit zum Ausdruck gebracht.

Aber nicht nur beim Abscheiden eines Dorfmitgliedes nimmt die Gemeinschaft lebhaften Anteil, sondern auch an allen übrigen Familienereignissen. Bei einer Hochzeit werden alle, die zum Hochzeitshaus kommen, auch Fremde, mit einem Frühstück bewirtet; und den nicht Anwesenden schickt man Brot, Wurst, Käse und Kuchen ins Haus. Wenn die Feier im Hochzeitshause beendet ist und in der Dorfschänke fortgesetzt wird, stellen sich Gäste in großer Zahl ein, die nun — auch ungeladen — genau so zur Hochzeitsgesellschaft zählen wie die Geladenen.

Das Brauchtum des Jahreslaufs wirft oftmals Licht auf das gefühlsmäßige Verhalten der Menschen zueinander. Mit lebendigem Brauchtum ist in allen deutschen Landschaften die Fastnacht erfüllt. Überall wird, meist wohl bereits unbewußt, auf Fruchtbarkeit und Lebenssegen Bezug genommen. Träger des Brauchtums ist wie fast überall auch hier vorwiegend die heiratsfähige Jugend beiderlei Geschlechts. Das Schlagen („Stiepen") mit der Rute oder mit der Narrenpritsche soll Glück und Segen für den Geschlagenen oder Erschreckten bringen; es ist üblich geworden, denen, die stiepen gingen, kleine Geschenke zu überreichen, die dann redlich untereinander verteilt wurden.

In der Oberlausitz hat sich der Brauch des Zamperngehens erhalten. Mehrere Gruppen in bunter Verkleidung (oftmals in Tiergestalt) veranstalten im Dorfe Heischeumzüge, gehen von Haus zu Haus, sammeln Geschenke und wünschen dem Geber und seinem

Hause in launiger Form Glück und Erfolg für das kommende Erntejahr. Für die erheischten Gaben wird dann für das ganze Dorf ein Fastnachtstanz veranstaltet.

Beendigungen der Ernte, die Kirmes und besonders die Schulfeste sind Anlässe, die alle Dorfbewohner zu einer einzigen Gemeinschaft zusammenschließen.

Die Standesunterschiede wie auch die Unterschiede zwischen den Bewohnern eines Hausese, d. h. zwischen der Familie des Bauern und dem Gesinde, werden wenig betont. Die Ursache dafür ist, daß sich das Verhältnis des Bauern zum Gesinde nicht aus einer standesunterschiedlichen Geburt herleitet. Niemand wird in ein Dienstverhältnis hineingeboren, sondern die Kinder eines Bauern dienen nach der Schulentlassung einige Zeit als Knecht bezw. als Magd auf einem fremden Hof, so daß das Gesinde dem Dienstherrn „ebenbürtig" sein kann, woraus es sich erklärt, daß Knechte und Mägde für die Zeit ihres Dienstes den eigenen Kindern fast gleichgestellt erscheinen.

Im gesellschaftlichen Leben, im gemeinsamen Schaffen und im gemeinsamen Gestaltungswillen drückt sich der Geist und die seelische Haltung einer enger umgrenzten Gruppe von Menschen aus. Die für unsere Betrachtungen herangezogenen Gruppen sind jedoch zu klein, so daß es nicht möglich ist, von Gemeinschaftsleistungen im üblichen Sinne zu sprechen. Die Instandhaltung der gemeinsam benutzten Wege ist eine selbstverständliche Pflicht der Benutzer, und die Pflege und Sauberhaltung des gemeinsamen Dorfplatzes obliegt jeweils den einzelnen Anwohnern. Der langgestreckte Anger mit den Fahrbahnen zu beiden Seiten und der breiten begrünten Innenfläche, die meist mit Obstbäumen bestanden ist, prägt dem Dorfbild eine Stimmung auf, die schon etwas von der inneren Eigenart der Bewohner erkennen läßt.

Neben dem Leben in der Dorfgenossenschaft ist doch die hauptsächlichste Wesensrichtung aller Menschen germanischen Blutes gewahrt. Sie weist nach innen, zur Selbständigkeit und Unabhängigkeit. Das Dorf zeigt nach außen ein einheitliches Ganzes, eine planvolle Eingliederung und Ordnung, die einzelne Hofstatt aber ist gegen die Straße geschlossen und gibt Raum für eine Eigenentwicklung, ohne das Gesamtbild zu stören. So fehlt auch das Kennzeichen vieler Dorfgemeinschaften — der Gemeindebackofen — in der Oberlausitz. Jedes Haus birgt seinen eigenen Backofen und unterstreicht damit die Wesensart seines Besitzers, die auf wirtschaftliche Unabhängigkeit gerichtet ist.

Diese Geisteshaltung führt jedoch nicht zur Selbstgenügsamkeit und Eigenwilligkeit, sondern der Einzelne wird stets im Bedarfsfalle auf die Hilfeleistung anderer zählen können. Bei der Erntearbeit, beim Getreideausdreschen und ähnlichen dringenden Verrichtungen ist Hilfe eine Selbstverständlichkeit.

Gerade an dieser Stelle finde ich einen Brauch erwähnenswert, der zwar von vielen Autoren beschrieben und dann aber mit der Bezeichnung ‚Sitte" abgetan wurde, wenn man nicht sogar eine Zauberhandlung und damit einen heidnischen Aberglauben dahinter vermutete: Das „Binden".

Wenn ein Fremder oder auch ein Bekannter an eine Stelle kommt, an der Erntearbeiten ausgeführt werden, so geschieht es auch heute noch oftmals, daß er mit einem Ährenband von einem Mädchen oder einer Frau „gebunden" wird. In einem Vers, den man dabei hersagt, wird dem Gebundenen Glück gewünscht und dabei erwartet, daß er sich mit einem Trunk für die Ehrung bedankt und sich dadurch wieder löst. — Auch E. Schneeweis sieht in diesem Brauch eine geheimnisvolle Zauberhandlung. Ich möchte darin etwas anderes erkennen: Schon durch die Art, in der das „Binden" geschieht und durch die Worte, die es begleiten, erhält man nicht den Eindruck, daß man in dem Fremden einen Zauber bannen oder abtöten will, sondern daß die Handlung eine Ehrung darstellen soll. Man hat das Empfinden, daß der Gebundene in eine Gemeinschaft aufgenommen ist, die seine Zugehörigkeit zu einem anderen Stand als gegeben anerkennt, von ihm aber auch eine gewisse Anerkennung des Gemeinschaftsgedankens erwartet, die in einem gemeinsamen Trunke zum Ausdruck gebracht werden kann.

Der gemeinsame Trunk scheint über dies ganz allgemein die Form zu sein, eine innere Gleichheit des Sinnens oder Wollens nach außen hin zu bekräftigen. Das gilt nicht nur bei ortswichtigen Beschlüssen der Männer, sondern ist auch bei Hochzeiten und Taufen üblich. Bei mehrmaligem Umtrunk trinken alle Gäste aus dem gleichen Glase.

Meist wird den Dorfbewohnern um Hoyerswerda zum Vorwurf gemacht, sie seien mißtrauisch und allem Fremden und Neuen gegenüber verschlossen und mieden den Umgang mit Ortsfremden. Dieses Urteil ist oberflächlich und falsch. Eine jahrhundertelange Geringschätzung des volkstumerhaltenden Bauernstandes durch die mechanisierte Stadtbevölkerung hat den Landbewohner zur Vorsicht in jeder Form der Meinungs- und Gefühlsäußerung erzogen. Wie jeder Mensch der der Natur noch nicht entfremdet ist, besitzt

auch er ein scharfes und sicheres Urteil und Gefühl für die Absichten, mit denen ihm ein Fremder entgegentritt. Hat er aber einmal zu einer Sache oder zu einem Menschen Vertrauen gefaßt, so wird man stets in ihm einen offenen und zuverlässigen Menschen finden.

Der Tod eines Mitgliedes der Dorfgenossenschaft ist zwar ein Verlust, der von allen betrauert wird, stellt aber ein natürliches und unvermeidbares Ereignis dar, durch welches das Leben mit seinen Anforderungen keine wesentliche Beeinträchtigung erleiden darf. Dem Toten wird die gebührende Achtung und Würdigung erwiesen, aber bereits zur Beerdigung erscheinen von den näheren und weiteren Verwandten aus jeder Familie nur je ein Mitglied, um am Grabe von dem Toten Abschied zu nehmen. Nach der Rückkehr ins Trauerhaus offenbart sich die Wesensart dieser Menschen, die durch ihre naturnahe Empfindungswelt ganz dem wirklichen Diesseitserleben zugewandt ist. Der anschließende „Leichenschmaus" vereint oft eine große Gesellschaft von oftmals 70—80 Personen bei guter Bewirtung bis in den späten Abend hinein.

Dieser Einstellung zu den Dingen des Lebens und zum Tode entspricht auch die schlichte Einfachkeit der Friedhofsanlage, die als Gemeinschaftserzeugnis betrachtet werden kann. Die Kargheit des Bodens und die Kleinheit und Armut der Dörfer tragen ihr Teil dazu bei, daß bei der Ausgestaltung nicht größere Aufwendungen gemacht werden.

Die Hauptsorge des Hoyerswerdaer Bauern gilt dem Hofe und seinem Gedeihen. Der Hof und die Wirtschaft sind das Bleibende, und die Menschen, die ihn bewirtschaften, das Zeitliche und Veränderliche. Oftmals bleibt der Name des ursprünglichen Gründers an dem Hofe haften, wenn längst kein blutmäßiger Zusammenhang der gegenwärtigen Besitzerfamilie mehr mit ihm besteht. Wenn ein männlicher Erbe fehlt, der den Hof übernehmen kann, und er auf die Tochter und damit auf einen Schwiegersohn übergeht, so verliert der neue Hofbesitzer seinen Namen und nimmt den Geburtsnamen seiner Frau an. In vielen Fällen wird dann auch der neue Name von den Kindern weitergeführt. So geschieht es, daß Familiennamen verschwinden, obgleich männliche Nachkommen in ununterbrochener Linie vorhanden sind. Über dieser engeren Wohn-, Wirtschafts- und Schicksalsgemeinschaft steht noch eine weitere, größere Gemeinschaft: Gebiete gleicher Tracht und gleicher Sprache sind auch Gebiete gleicher Kultur. Das Bestreben, die wenigen noch verbliebenen Reste älteren deutschen Kulturlebens zu

pflegen, weiter zu geben und gegen die Einflüsse städtischen Lebens und der Industrie zu verteidigen, hat diese Bevölkerungsgruppe zu einer größeren Gemeinschaft zusammenwachsen lassen. Gerade an diesem zähen Festhalten an den althergebrachten Dingen des Volkstums zeigt sich die Stärke der Gemeinschaft und die Geschlossenheit ihres Willens.

Eine bewußte Vermeidung der Einheirat von Menschen anderen Volkstums und anderer Konfession und die von den Städtern lange Zeit eingenommene abwehrende Stellung, wenn es sich darum handelte, Dorfbewohner in städtische Berufe zu lassen, hat einerseits dafür gesorgt, daß die Begabung nicht durch Abwanderung verloren gegangen ist, wie sie andererseits einen gesunden Stammesstolz und einen selbstbewußten Menschenschlag hat erwachsen lassen. Hieraus erklärt sich auch die lebhafte Anteilnahme und der Stolz, wenn einer „von ihnen", der einmal zur Abwanderung veranlaßt wurde, in der Welt draußen durch Können und Tüchtigkeit Erfolge erzielen konnte.

Die Familien.

Eine genauere Kenntnis der Lebensverhältnisse der Familien vermitteln uns die Aufzeichnungen in den Kirchenbüchern. Für Hoyerswerda-Land reichen die Eintragungen zurück bis zum Jahr 1635. Die Geburts- und Eheschließungsverzeichnisse weisen zwar sehr viele Lücken auf, so daß eine genauere Familienforschung völlig unmöglich ist. Für die allgemeine Betrachtung der Familien ist dieser Mangel aber von geringerer Bedeutung. Als weitere Erschwerung tritt noch der Umstand hinzu, daß willkürlich die deutsche mit der slawischen Fassung der Zunamen wechseln. Oftmals ist die Berufsbezeichnung noch als Ergänzung zum Zunamen gesetzt worden, bis sie ihn schließlich ganz verdrängt hat. Die ursprünglich deutsche Berufsbezeichnung (Schäfer, Erbrichter, Schmied, Rad(e)macher, Gärtner u. ä.) findet sich plötzlich als Übersetzung wieder (Wowčer, Schowta, Kowark, Kołodzi, Sarodnik u. ä.) und wird bisweilen bereits in der folgenden Generation von dem amtierenden Pfarrer dem Klange nach wieder verdeutscht. Eine ganze Reihe von Familiennamen läßt sich auf die früher sehr verbreitete Tätigkeit des Pechbrennens zurückleiten. Pechbrenner heißt in der wendischen Sprache Smóler; daraus entstanden Namen wie Smoller, Szmaller, Schmahler u. a. und als Rückübersetzung die deutschen Namen

Köhler und Kehler. Je nach Bedarf und zur Unterscheidung von anderen Familien gleichen Namens wurde dann die eine oder die andere Fassung im Dorfe gebräuchlich und ging damit auch in die Kirchenbücher ein. Aber nicht nur sinngleiche oder klangähnliche Bezeichnungen wurden gebräuchlich, man begnügte sich oft nicht damit, den überlieferten Namen des Hofes an die Stelle des eigenen zu setzen, sondern führte — zunächst wohl zusätzlich und dann ausschließlich — den Namen der Frau. Dieses Auftauchen und Verschwinden der Familiennamen muß natürlich eine genaue sippenkundliche Bearbeitung der Familien im einzelnen fast unmöglich machen. Die vorliegende Arbeit soll sich auch zunächst nur darauf beschränken, an Hand von 40 000 Zetteln mit Geburts- und Heiratsdaten den Beweis zu erbringen, daß die Familien der für die rassenkundliche Untersuchung herangezogenen Personen mindestens seit Beginn des 17. Jahrhunderts dort ansässig sind. Untersucht wurden nur solche Personen, deren Namen sich in ununterbrochener Folge in den Kirchenbüchern nachweisen lassen. Dieser Nachweis konnte fast ausnahmslos für alle in Frage stehenden Familiennamen erbracht werden. Bestimmend für das Artbild einer kleineren, abgeschlossenen Gruppe ist der Grad der Verwandtschaft oder die Häufigkeit der Verwandtenehen. Um die „Ahnengemeinschaft" zu ermitteln, sind für alle 309 untersuchten Personen Ahnentafeln aufgestellt worden. Durch Auszählen ergab sich dann die tatsächliche Anzahl der Ahnen, aus der sich — nach dem Vergleich mit der Sollzahl der Ahnen — der Ahnenschwund errechnen ließ.

Unter den 309 untersuchten Personen befanden sich 79, die unmittelbar blutsverwandt (Geschwister, Eltern und Kinder) waren, die also gleiche Ahnen hatten. Für unsere Betrachtung bleiben also nur noch 230 „abstammungsmäßig verschiedene" Personen, die in der Großelterngeneration 920 verschiedene Ahnen haben müßten. Für 20 Personen dieser Generation, deren Namen und Abstammung wegen unehelicher Geburt unbekannt geblieben sind und für die 140 Personen, die aus Nachbardörfern eingeheiratet sind, kann eine engere Verwandtschaft mit den übrigen ausgeschlossen werden, so daß sie wirklich als Ahnen gerechnet werden können. Hinzu kommen 567 namentlich gezählte Ahnen der Großelterngeneration. — 309 Personen müßten in der Großelterngeneration 1236 Ahnen haben; da aber nur 727 (= 58,8%) verschiedene ermittelt wurden, beträgt der Ahnenverlust durch Verwandtenehen 509; das sind 41,2%.

Für frühere Generationen läßt sich diese Zählung nur schwer durchführen, doch sind mit größter Wahrscheinlichkeit ganz ähnliche

Ergebnisse zu erwarten. Nicht zuletzt lassen die absoluten Zahlen der Geburten und Todesfälle, die seit mehr als 200 Jahren nahezu unverändert geblieben sind, vermuten, daß auch die verwandtschaftlichen Verhältnisse den heutigen ähnlich gewesen sein werden.

Wenn man beachtet, daß sich die Zahl der Familien der Kirchengemeinde Hoyerswerda-L. im Laufe der Zeit nicht bedeutend verändert hat, so kann man daraus schließen, daß die Nutzung des Bodens durch den Ackerbau schon seit langer Zeit seine Grenze erreicht hat, so daß eine Vermehrung der Bauernstellen eines Dorfes und damit ein Wachsen der Einwohnerzahl nicht mehr erfolgen konnte. Trotz einem dauernden merklichen Geburtenüberschuß ist z. B. die Einwohnerschaft Bergens vom Jahre 1861 bis 1930 nur von 263 auf 275, die von Seidewinkel von 414 auf 457, die von Zeissig von 368 auf 378 gestiegen, die von Neuwiese sogar von 284 auf 260 gesunken. Der Geburtenüberschuß bewirkt also schon seit Jahrhunderten einen Kraftstrom, der sich von hier in die Städte der näheren und weiteren Umgebung und in die Industrie ergießt.

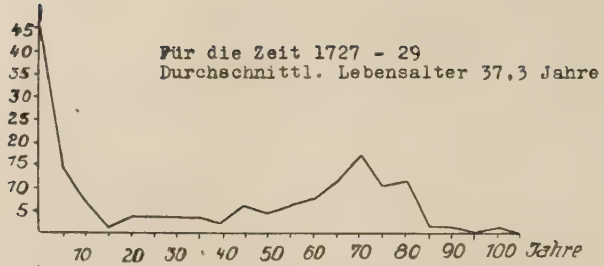
Dauernde Abwanderung jugendlicher Menschen erfolgt vorwiegend in Orte, die dem ursprünglichen Wohnort möglichst benachbart sind. Selten liegt die neue Ansiedlung außerhalb der Grenze, die das eigene Volkstum und die gemeinsame Sprache umschließt. Aus diesem räumlich gleichen Gebiet wählt man auch fast ausschließlich den Ehegatten und finden Einheiraten in die Dorfgemeinschaft statt. Erst seit der Jahrhundertwende haben einige Dörfer, die in unmittelbarer Nähe der Braunkohlengruben und anderer Industrieniederlassungen liegen, in größerem Maße Zuzug durch Fremde erhalten, die in ihrem Lebenserwerb nicht auf die Bodenbewirtschaftung angewiesen sind. Diese Zuwanderung ergibt für die neueste Zeit seit etwa 1910 ein stark verändertes Bild der Geburten und Sterbefälle. Für unsere Betrachtung macht sich dieser Einfluß noch nicht bemerkbar, weil es vermieden worden ist, diese neuen Verhältnisse schon mit in diese Arbeit hineinzubeziehen. Die nachfolgend aufgeführten absoluten Zahlen der Geburten und Sterbefälle und die Angaben über das durchschnittliche Lebensalter beziehen sich also nur auf die Bewohnerschaft des Kirchspiels Hoyerswerda, die als eingesessen gelten kann. (Vergl. Tabelle auf der nächsten Seite!).

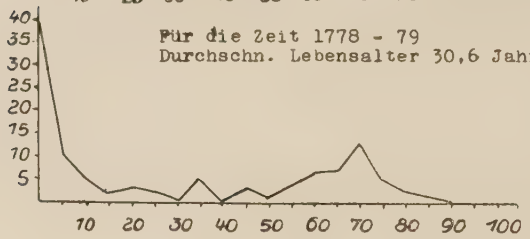
Bei einer verhältnismäßig hohen Säuglingssterblichkeit, die etwa $^1/_4$ bis $^1/_3$ aller Sterbefälle beträgt, ist immerhin ein deutliches Wachstum der Familien zu bemerken. In den Jahren 1801, 1890 und vielleicht auch 1850 scheinen Epidemien eine ganz besonders große Sterblichkeit hervorgerufen zu haben, die das durchschnittliche Lebensalter

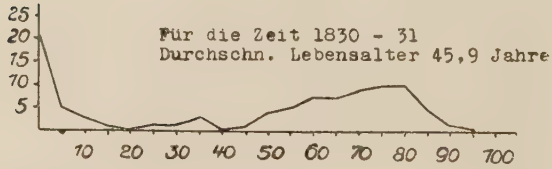
der Bevölkerung für kurze Zeit auf 18 Jahre senken konnte. Die Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit zeigt ihre Wirksamkeit erst in der allerjüngsten Zeit. Läßt man die Jahre der außergewöhnlichen Sterblichkeit und die hohe Sterblichkeit im Säuglingsalter unberücksichtigt, dann ergibt sich auch schon für frühere Zeiten ein recht beträchtliches durchschnittliches Lebensalter für die Bevölkerung, das die Widerstandsfähigkeit und einen guten Gesundheitszustand erkennen läßt. Die zeichnerische Darstellung der Sterbealter aller innerhalb von zwei Jahren Verstorbenen zeigt auch, daß die höheren Altersklassen noch ziemlich dicht besetzt sind. (s. Darstellung nächste Seite.)

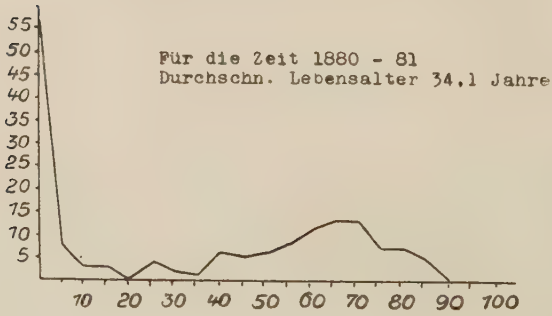
Jahr	Einwohnerzahl	Todesfälle	Todesfälle auf 1000 Einw.	Im ersten Lebensjahre starben	In %	Durchschnittl. Lebensalter	Durchschnitl. Lebensalter o. Säugl.-Sterbl.	Geburtenzahl	Geburten auf 1000 Einw.	Geburtenüberschuß
1726		54		19	37,0	31,0	47,6	96		+ 42
1730		49		16	32,6	34,7	51,5	65		+ 16
1770		56		8	14,3	38,7	46,8	72		+ 16
1771		61		10	16,4	47,7	51,1	67		+ 6
1790/91		86		20	23,2	38,9	50,6	78		— 6
1800		58		16	27,6	39,3	54,4	92		+ 34
1801		136		56	41,1	18,1	30,9	89		— 47
1810		53		20	37,7	34,5	55,1	110		+ 57
1820		40		14	35,0	39,5	60,7	82		+ 42
1830		43		9	20,9	43,7	55,4	78		+ 35
1840		99		25	25,0	32,0	42,8	91		— 8
1850		100		25	25,0	39,6	52,8	88		— 12
1861	3531	65	18,4	19	29,2	38,6	54,5	81	22,9	+ 16
1870		114		37	32,4	32,4	48,0	99		— 15
1880		79		26	32,9	33,1	49,4	100		+ 21
1890		122		21	17,2	25,6	31,2	85		— 37
1900		62		18	29,0	42,0	59,3	94		+ 32

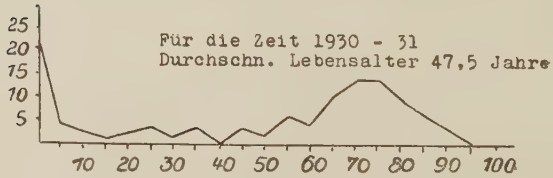
Auch von der Landbevölkerung Hoyerswerdas wird behauptet, daß sie sich bei der Gattenwahl nur von rein wirtschaftlichen Gesichtspunkten leiten lasse, so daß nach der Meinung Außenstehender nur sogenannte „Geldheiraten" geschlossen würden. Dem Bemühen, Hof und Besitz durch geeignete Familienpolitik zu vergrößern, müßten sich alle persönlichen Wünsche und Neigungen unterwerfen. — Die Sorge um das Gedeihen und den Fortbestand des Hofes gibt auch zweifellos bei der Gattenwahl den Ausschlag, jedoch hat eine nähere Betrachtung und ein Vergleich der Besitzverhältnisse beider Ehepartner erwiesen, daß im allgemeinen Neigungsehen eingegangen werden, und daß eine Ehe, die nur wirtschaftliche Vorteile bringen soll, doch zu den Ausnahmen zählt. Söhne von Ganzbauern heiraten oftmals Töchter von Halbhüfnern, Häuslern oder Gärtnern, also aus


Für die Zeit 1727 - 29
Durchschnittl. Lebensalter 37,3 Jahre
45
40
35
30
25
20
15
10
5
10 20 30 40 50 60 70 80 90 100 Jahre


Für die Zeit 1778 - 79
Durchschn. Lebensalter 30,6 Jahre
40
35
30
25
20
15
10
5
10 20 30 40 50 60 70 80 90 100


Für die Zeit 1830 - 31
Durchschn. Lebensalter 45,9 Jahre
25
20
15
10
5
10 20 30 40 50 60 70 80 90 100


Für die Zeit 1880 - 81
Durchschn. Lebensalter 34,1 Jahre
55
50
45
40
35
30
25
20
15
10
5
10 20 30 40 50 60 70 80 90 100


Für die Zeit 1930 - 31
Durchschn. Lebensalter 47,5 Jahre
25
20
15
10
5
10 20 30 40 50 60 70 80 90 100

Familien mit geringem Landbesitz; umgekehrt heiraten auch ebenso häufig Söhne aus bäuerlichen Kleinbetrieben in Familien mit großem Grundbesitz ein.

Neben der Sorge um das Gedeihen des Hofes steht an erster Stelle der Wunsch und das Gebot, sich selbst und damit auch dem Hof in gesunden Kindern ein Fortleben zu sichern. Es ist ein ungeschriebenes Sittengesetz, daß es beschämend sei, keine Kinder zu haben. Kennzeichnend dafür mag das Verhalten einer Bauersfrau sein: Sie hatte sich gesträubt, ihren Namen zu nennen und sich geweigert, für unsere Beobachtungen an der Hoyerswerdaer Bevölkerung mit aufgenommen zu werden. — Um in eine große Wirtschaft zu kommen, hatte sie einen um mehrere Jahre älteren Mann geheiratet. Die Ehe ist kinderlos geblieben; die Frau erhebt heute die schwersten Anklagen gegen sich, einmal so „unglaublich dumm" gehandelt zu haben. —

Der Verantwortung, die beide Ehegatten bei der Eheschließung für die Wirtschaft übernommen haben, entspricht auch die Haltung der beiden Ehegatten zueinander und die strenge Auffassung, die beide von der Ehe haben. Zerrüttung der Ehe, Untreue oder Scheidung rechnet auch hier wie in allen übrigen bäuerlichen Familien zu den Ausnahmen. Jeder Partner hat seinen eigenen ziemlich fest umrissenen Wirkungsbereich, seine Arbeits- und Vorstellungswelt, in der ihn der andere ungestört walten und leben läßt. Der Mann besorgt die Felder, leitet die Wirtschaft und steht in engerer Beziehung zu seiner weiteren Umgebung. Er probt Neuerungen aus, tätigt Käufe und Verkäufe und ist in seiner ganzen Lebenshaltung mehr dem öffentlichen Geschehen zugewandt und aufgeschlossener. Der Frau fällt neben der Erfüllung ihrer häuslichen Pflichten und neben der tatkräftigen und unermüdlichen Mithilfe auf dem Acker noch die Aufgabe zu, Trägerin und Vermittlerin des Volkstums an die eigenen Kinder zu sein. Vom Zeitgeschehen wird sie weniger betroffen als der Mann; sie lebt darin, bildet sich aber aus ihm und dem überlieferten Volksgut eine eigene Vorstellungs- und Erlebniswelt. Sie ist die Erhaltende, die Bewahrende; ihr Wesen ist mehr nach innen gewandt. Im Umgang mit Fremden erscheint sie daher oft unbeholfen, scheu und verlegen und weniger begabt als der Mann. Der Mann läßt sie gewähren und dringt nur ungern in ihre Gedankenwelt ein und versucht nur selten, gegen ihren ursprünglichen Willen einen Entschluß zu ändern. Tritt auch die Frau im Umgang mit einem Fremden nicht so in den Vordergrund, so bildet sie doch den Mittelpunkt des ganzen Familienlebens.

Oftmals gingen in früheren Jahren die Mädchen schon vor dem

20. Lebensjahre die Ehe ein. Heute liegt das durchschnittliche Heiratsalter um ein geringes höher. In einem gewissen Gegensatz zu der Strenge der Auffassung über die Ehe und das Eheleben scheint die Zahl der unehelichen Geburten zu stehen. Der Anteil der Unehelichen an der Gesamtzahl der Geburten ist im Laufe des letztvergangenen Jahrhunderts etwas zurückgegangen und bewegt sich innerhalb der einzelnen Jahre zwischen 10 und 15%. Durch die später erfolgende Eheschließung der beiden Eltern wird das Kind auch rechtlich legitimiert, so daß die Zahl der verbleibenden unehelichen Kinder im Verhältnis zu den unehelichen Geburten verschwindend gering ist.

Durch Zählung der Geschwister der für diese Arbeit untersuchten Personen konnte die durchschnittliche Kinderzahl ermittelt werden. Mit Einschluß der jung verstorbenen Personen, aber ohne die Totgeburten, ergab sich für die Geburtenjahrgänge von etwa 1890 bis zum Beginn des Weltkrieges eine durchschnittliche Kinderzahl von 4,42 für die Familie. Das entspricht auch dem wirklichen Verhältnis, denn Einkindehen und Ehen mit überdurchschnittlich hoher Kinderzahl gehören zu den Seltenheiten. — Für die folgende Generation kann noch kein abschließendes Ergebnis gegeben werden, jedoch ist überall ein Rückgang der Kinderzahl zu beobachten.

Wie zwischen den Ehegatten besteht auch zwischen den übrigen Mitgliedern der Familie ein sehr gutes Einvernehmen. Die große Achtung und Verehrung, die dem Alter von allen Teilen der Bevölkerung entgegengebracht wird, entspringt in erster Linie der Achtung der Kinder den Eltern gegenüber. Im Brauchtum hat diese Hochschätzung des Alters mehrfach sichtbaren Ausdruck gefunden: Bei der Übernahme des Hofes durch den neuen Besitzer ziehen bei dessen Eheschließung die Eltern bezw. die Schwiegereltern in ihr Auszüglerteil, das der Wohnung des jungen Besitzers gegenüber auf der anderen Seite des Hofes liegt. Bei diesem Auszug ist es Brauch, daß der Bräutigam vor seiner Hochzeit den beiden Auszüglern Kleider und Wäsche schenkt und damit ausdrückt, von nun an die Fürsorge für die „Alten" übernehmen zu wollen. — Auf den Spinnabenden war es vielfach Brauch, daß zwischen den jungen Mädchen eine alte Frau saß. Man hat diesen Brauch damit zu erklären versucht, daß die alte Frau eine „abschreckende Wirkung" auf irgendwelche Geister ausüben sollte, die den Mädchen einen bösen Streich spielen könnten. Die Spinnstube ist eine Pflegestätte des Volkstums und der Volkskultur; in der Anwesenheit der alten Frau sehe ich eine Ehrung, die dem Alter dadurch erwiesen wird, daß ihm an dieser entscheidenden Stelle des Volkslebens ein Platz eingeräumt wird.

Die Bindungen des Blutes reichen weit über den Rahmen der engen Familie hinaus. Ein besonders enges Verhältnis bleibt zwischen den Paten und dem Patenkind bestehen und findet bis zu dessen Schulentlassung mehrmals im Jahre sichtbaren Ausdruck.

Bäuerliches Handwerk.

Das jahrhundertelange Leben unter der awarischen Gewaltherrschaft hatte die slawische Bevölkerung weit in ihrer Entwicklung zurückgehalten. Als Teil der großen indogermanischen Völkerfamilie wäre sie als selbständiges Volk zu ähnlichen kulturellen Leistungen befähigt gewesen wie die übrigen Teile, die ursprünglich diesem großen Verband angehört hatten. Als jedoch das Mischvolk der Wenden begann, sich im deutschen Raum auszubreiten, befand es sich auf einer Entwicklungsstufe, die auf diesem Boden sonst bereits vor vielen Jahrhunderten überschritten war und die weit unter derjenigen der bronzezeitlichen Lausitzer Kultur lag. Wenig ist uns an Gerätschaften dieser ersten „slawischen" Zeit erhalten geblieben, weil noch in der letzten Hälfte des ersten Jahrtausends unserer Zeitrechnung der überwiegende Teil der Geräte aus Holz oder Knochen hergestellt wurde. Was aber an Töpferei überliefert ist, trägt so untrügliche Zeichen einer zurückgebliebenen Entwicklung, daß jedes Stück dieser Zeit auch für ein weniger geübtes Auge erkennbar ist; sowohl an der Wahl des Stoffes wie auch an der Herstellung und Verzierung. Das Material ist grob und die Oberfläche der Gefäße daher ganz im Gegensatz zu denen der germanischen Zeit rauh und körnig; sie sind meist eimerförmig und haben eine rundliche Schulter. Die meist vorkommende Verzierung ist eine mehrfache Wellenlinie oder ein gitterförmiges Flechtwerk. Alle diese Formen weisen auf die Balkankultur hin, die durch die Vermittlung der Awaren auf diesem Wege nach Ostdeutschland gekommen ist (Schuchhardt S. 307).

Eine Neuerung jedoch tritt erstmalig in der slawischen Zeit auf deutschem Boden auf. Das ist die Töpferscheibe. Auf ihr sind auch die Gefäße hergestellt. Die gleichmäßig verlaufende Wellenlinie und die Form der Schulter sind die Kennzeichen dieser Herstellungsweise, die darüber hinaus keine größere Geschicklichkeit verlangte.

An der Oberlausitzer Keramik läßt sich eine Entwicklung feststellen, die von der Zeit der awarisch-slawischen Mischkultur des VII. Jahrhunderts über die frühslawische (merowingische) und mittelslawische (karolingische) zur spätslawischen (X.—XI. Jahrhundert) mit dem wachsenden deutschen Einfluß eine fortlaufende Verbesserung

erkennen läßt und schließlich ganz in frühdeutsche Formen überging. Eine nähere Behandlung dieser Dinge mit der Entwicklung der Ausschmückungsformen würde den Rahmen dieser Arbeit zu weit spannen. Einrichtungen und Besonderheiten der alten Bewohner sollen nur dann erwähnt werden, wenn sich an ihnen eine Entwicklung bis in die jünste Zeit verfolgen läßt, an der ein blutsmäßiger Wandel in der Zusammensetzung der Bevölkerung erkennbar ist. Lebensformen, die überall in gleicher Weise von dem allgemeinen Kulturstrom erfaßt sind oder sich auch in ihrer veränderten Form nicht bis in die geschichtliche Zeit erhalten haben, sind für diese Arbeit nur von geringerer Bedeutung und müssen einer kulturgeschichtlichen Untersuchung überlassen werden. Eine Beschreibung der Waffen, der Feuerbereitung, der inneren Ausstattung der Häuser kann hier nur als Hilfsmittel dienen, die Zugehörigkeit der Bewohner zu einem Volk und zu einem Kulturkreis festzustellen, um auf diese Weise einen Hinweis auf eine mögliche rassische Zusammensetzung zu erhalten.

Spinnen und Weben sind sicherlich schon seit den frühesten Zeiten als häusliche Beschäftigung ausgeübt worden, wenn auch der Webstuhl nicht bekannt gewesen sein mag, weil noch auf keinem Fundort Steine zu Tage getreten sind, die man als Webegewichte ansehen könnte, wie man sie in bronzezeitlichen Gräbern gefunden hat. Der Flachs gehört zu den ältesten Kulturpflanzen der Slawen. Seine althergebrachte große Bedeutung wird schon dadurch unterstrichen, daß man ihm in der Märchen- und Sagenwelt des Volkes einen hervorragenden Platz einräumt. Zur Bearbeitung des Flaches benutzte man Hecheln aus Elchgeweih, deren zweckmäßige Form noch heute ihre hervorragende Eignung erkennen läßt.

Die Herstellung von Geweben im eigenen Hause für die Kleidung, für den Hausbedarf und für landwirtschaftliche Erfordernisse wird bis in die jüngste Zeit ausschließlich den Bedarf gedeckt haben. Erst gegen Ende des vergangenen Jahrhunderts, als die von der Industrie erzeugten billigeren Tuche der verschiedensten Art in größerem Umfange auch rein ländliche Gebiete eroberten, ging die eigene Tuchherstellung erheblich zurück. Vielfach wurde nur noch gesponnen und die weitere Arbeit einem Handwerker in der Stadt oder zuweilen auch einer Fabrik übertragen. In der Gegenwart wird meist nur noch der Flachs angebaut, abgeerntet und dann verkauft, ohne daß die bäuerliche Familie an seiner weiteren Bearbeitung noch Anteil nimmt. Dadurch, daß der Flachs heute zum bloßen Handelsartikel geworden ist, ist ein großes Stück bäuerlicher Kulturgestaltung verloren gegangen. — Nur noch in wenigen Dörfern ist es Brauch geblieben, feinere

und gröbere Gewebe für den eigenen Bedarf auch selbst herzustellen und den ganzen Bearbeitungsgang von der Pflanze bis zum fertigen Gebrauchsstück im eigenen Hause selbständig durchzuführen. Dabei ist bemerkenswert, daß sich dieser Brauch gerade in den Gebieten erhalten hat, in denen sich heute der geringste slawische Einfluß bemerkbar macht. In den südlicheren Teilen der Oberlausitz, in denen man sich außerdeutschen Einflüssen nicht ganz verschließt, ist dieser Brauch längst aus der Übung gekommen und nichts mehr als die Erinnerung daran erhalten geblieben. Je weiter wir nach Norden kommen, je früher sich also der vollständige Eindeutschungsprozeß vollzogen hatte, desto mehr hat sich noch die Hausspinnerei und auch die Sitte der Spinnstuben erhalten. Hoyerswerda bildet heute etwa die Grenze. In einigen Dörfern gehören noch 16 „Stück" selbstgewebte Leinewand zur Aussteuer eines jungen Mädchens. — Die einzelnen Teile der Festtagstracht werden heute noch selbst gearbeitet, während die Sonntagskleidung und die Werktagstracht vom Kaufmann in der Stadt bezogen werden. (Abb. 5.)

Weitere handwerkliche Erzeugnisse sind heute nur noch ganz vereinzelt zu finden. An wenig würdigen Plätzen in Scheunen oder Gerätekammern vermorscht und zerfällt noch mancher ehrwürdige Schrank und manche Truhe, die uns von der Geschicklichkeit und dem Kunstsinn weit zurückliegender Generationen berichten könnten, bevor serienmäßige Einrichtungsstücke der Städte bäuerliche Kultur verdrängten und dem Inneren des Hauses etwas Unpersönliches gaben, das zu seiner natürlichen Umgebung in einem mehr oder weniger großen Gegensatz steht.

Die ältesten aus der Zeit der slawischen Einwanderung bekannten Ackergeräte sind hölzerne Pflüge, die in ihrer einfachen Hakenform nur gestatten, in den Boden Furchen zu reißen, in die man dann die Staat streuen konnte. Mit diesem einfachen Gerät, dessen Herstellung keinen Handwerkerstand erforderte, behalf man sich, bis deutsche Einwanderer neben anderen verbesserten Ackergeräten auch den Pflug mit der eisernen Pflugschar mitbrachten.

Einzelne Pflugschare aus Eisen sind sowohl in Böhmen wie in Norddeutschland gefunden worden. Sie entstammen sämtlich dem deutschen Kulturkreis und sind wohl von Slawen gebraucht worden, aber nicht als slawisch anzusehen (Frenzel S. 86). — Die in einigen Burgwällen und Freilandsiedlungen gefundenen Eisenschlacken lassen erkennen, daß auch bei den Slawen wahrscheinlich durch wandernde Schmiede fremder Abkunft das Eisen Eingang gefunden hat (Frenzel S. 103). Noch heute findet man vereinzelt auf den Feldern Pflüge,

die ohne Verwendung von Eisen hergestellt sind. Sie werden nur zum Häufeln der Hackfrüchte benutzt; in ihnen klingt noch die Zeit nach, in der das Schmiedehandwerk noch nicht allgemein seinen Eingang gefunden hatte.

In einem Dorfe bei Hoyerswerda erfuhr ich, daß sich dort die Tätigkeit des Stellmachers erst mit dem gleichzeitigen Auftreten des deutschen Namens Rademacher eingeführt hat.

Tracht und Brauchtum.

Vom vierten Lebensjahre an werden die Kinder in die Tracht gekleidet, die sie — von den Wandlungen innerhalb der Altersklassen abgesehen — ihr ganzes Leben hindurch tragen. Dadurch wird ihre Zugehörigkeit zu einer Kulturgemeinschaft ausgedrückt. Die Tracht ist stets ein Kennzeichen eines kulturell geschlossenen Gebietes. Sie ist aus einer natürlich gewachsenen Gemeinschaft heraus entstanden und hat durch die Lebensform und die Gesittung der Menschen selbst ihre endgültige Gestalt erhalten, die sie über alle Wechsel der Mode erhaben erscheinen läßt. Eine so entstandene Tracht bildet damit den Gegensatz zu einer „Uniformierung", die dazu geschaffen ist, zu vereinheitlichen, was aus sich heraus verschieden ist. Die Tracht ist der einheitliche Ausdruck dafür, daß die Menschen, die sie tragen, auch innerlich gleicher Art sind.

Artfremde oder übernommene Trachten werden in einer Bevölkerung kein langes Dasein führen; der persönliche Geschmack wird die einzelnen Bestandteile wandeln oder sie meist ganz verschwinden lassen. Ihr Verschwinden ist nicht zu bedauern. Bei einer natürlich entstandenen Tracht wird zwar die äußere Form, die Reichhaltigkeit und die Zusammenstellung der Farben von der Gemeinschaft bestimmt, für den Einzelnen bleiben aber noch genügend Möglichkeiten durch Wahl des Stoffes und durch kunstvolle Stickerei persönlichen Geschmack und persönliche Geschicklichkeit zu beweisen, so daß die schöpferischen Kräfte in der bäuerlichen Gemeinschaft ständig wach gehalten werden. Trotz jahrhundertelanger Überlieferung wird eine artgemäße Tracht nicht zur Leblosigkeit erstarren, sondern unter Bewahrung der allgemeinen Form noch Feinheiten und persönliche Unterschiede in Stoff, Verarbeitung und Zier zeigen.

Es ist versucht worden, die Trachten der Oberlausitz als slawische Trachten zu kennzeichnen; nichts ist aber abwegiger als das. Es fehlen nicht nur aus der frühslawischen Zeit alle Angaben, die etwas über die Kleidung der Slawen während der Einwanderungszeit vermuten

lassen, sondern die Trachten selbst lehren, daß sie erst in viel späterer Zeit unter dem Einfluß deutscher Siedler entstanden sind.

Schon bei der Geschichte der Besiedelung des Landes wurde darauf hingewiesen, daß die Bewohner der Landschaft um Hoyerswerda nur Aussiedler aus den Gebieten waren, die weiter südlich im sogen. Bautzener Land schon seit längerer Zeit ansässig waren. Hätten sich also die Hoyerswerdaer Trachten aus einer gemeinslawischen Kleidung heraus entwickelt, dann wäre es nicht erklärlich, weshalb so eng benachbarte Gebiete, deren Bewohner die gleiche Abstammung besitzen, so unterschiedliche Trachten haben können, wie sie in den Kirchspielen um Hoyerswerda anzutreffen sind. Die Oberlausitzer Trachten wurden erst durch deutsche Einwanderer eingeführt, die in Treue an der Kleidung des Mutterlandes festhielten. Dadurch ergab sich für die neue Heimat dieses vielseitige Bild. Eine Untersuchung, welche die Trachten der verschiedensten deutschen Landschaften vergleicht, wird nur zu demselben Ergebnis kommen. Die Farbenfreudigkeit der Hoyerswerdaer Tracht als Ausdruck slawischen Wesens zu bezeichnen, ist eine ganz unbegründete Behauptung, denn wie die Tracht der Dachauerin sind auch die Trachten anderer Orte, die niemals von Slawen berührt worden sind, von gleichgroßer Buntheit und Farbenfreudigkeit wie die der Oberlausitzer.

Das Alter der heute noch gebräuchlichen Trachten geht in den meisten Fällen nicht vor die Zeit des 15.—16. Jahrhunderts[3]) zurück und es liegt auch für unser Gebiet keine Veranlassung vor, hier eine Ausnahme zu vermuten.

Trotz des verhältnismäßig geringen Alters von nur erst drei bis vier Jahrhunderten der meisten deutschen Volkstrachten, zeigen sich doch oftmals noch Bestandteile, die sich aus vorgeschichtlicher Zeit erhalten haben. So trägt die Braut in Hoyerswerda eine Plachta, ein weißes Tuch, das wie ein Mantel um die Schultern gelegt wird (s. Abb. 6). Der Brautmantel, der über weite Teile des östlichen Mitteldeutschland verbreitet ist, soll eine Kleidschöpfung der Nordseegermanen sein, die sich auf eine bronzezeitliche Grundform zurückführen läßt. Das heutige Vorkommen dieses Mantels in den Trachten Hollands, in denen der friesischen Inseln, Frankreichs und Südschwedens und entlang der Ostseeküste bis nach Danzig und Polen läßt erkennen, daß dieser Brauch nicht auf den slawischen Ursprung der Kleidung schließen läßt.

---

[3]) Hr. Virchow in H. Müschner: Wenden in der Niederlausitz. Zeitschr. für Ethn. 1891, H. III.

Bei Leichenbegängnissen tragen in Hoyerswerda die nächsten Familienangehörigen ebenfalls ein weißes Tuch, das die ganze Gestalt verhüllt und nur einen kleinen Teil des Gesichts frei läßt. Außer in der Lausitz wird dieser Brauch noch in der Schweiz, in Tirol, in Oberbayern, in der Altmark und auf dem Eichsfeld gepflegt. (NS. Monatshefte Heft 92, S. 990). Weiß als sogen. Trauerfarbe ist auch in Westeuropa eine weitverbreitete Sitte und damit längst nicht nur auf slawische Einflußgebiete beschränkt. Noch weniger darf sie als Merkmal slawischer Eigenart bezeichnet werden. Die Hoyerswerdaer, wie auch die übrigen Trachten der Oberlausitz, sind in Form, Farbe und Sinngehalt deutsche Trachten; das beweisen neben der Trachtengeschichte auch viele Bezeichnungen für einzelne Teile der Tracht, die aus deutschen Ausdrücken entlehnt worden sind (H. Strobel) [4]).

Die Tracht steht im Gegensatz zur Uniformierung, die gleichmachen soll, was aus sich heraus verschieden ist, und auch im Gegensatz zur Mode, die zu verschiedenen Zeiten willkürlich wechselt und je nach Laune diese oder jene rassischen und völkischen Eigenarten besonders betonen kann und darüber hinaus gestattet, die Lebensstände zu verdecken. Die Mode löst rein äußerlich die Grenzen auf, die durch Altern und durch Lebensstände geschaffen sind. Sie scheint es sich oft gerade zur Aufgabe gestellt zu haben, Menschen äußerlich zu verjüngen; sie kennt keinen Unterschied der Kleidung zwischen Mädchen, verheirateten, geschiedenen oder verwitweten Frauen und verzichtet auch darauf, sich einem Gesetz der Ordnung, des Wertes oder der Gesittung zu unterstellen. Ganz anders verhält es sich mit der Tracht. Sie hat einen natürlichen Sinn, weil sie von Menschen geschaffen wurde, die mitten in der Gesetzlichkeit des ländlichen Lebens stehen.

Die Altersgruppen unterscheiden sich in den Trachten durch die Wahl der Farben auch in der täglichen Arbeitskleidung, die von einem hellen Rot der jungen Mädchen über Grün, Blau, Dunkelviolett bis zum Schwarz der Auszüglerfrauen hinüberwechseln. Eine verheiratete Frau unterscheidet sich von einer ledigen gleichen Alters dadurch, daß sie ein schwarzes Samtmieder trägt. Auch Gesittung und Lebenshaltung kommt in der Tracht zum Ausdruck. Die Festkleidung der Braut wird nach einer Aussprache mit dem „Hochzeitsbitter" von diesem bestimmt und die Braut dadurch einer Bewertung unterzogen, die sie einer altüberkommenen Wertordnung einfügt. Das Festhalten an der äußeren Kenntlichmachung einer Wertordnung ist zwar heute

[4]) Dr. Hans Strobel: Tracht und Mode. N. S. Monatshefte, H. 92, Fr. Eher-München 1937.

selbstverständlicher Brauch, kennzeichnet aber dennoch in bester Weise die innere Haltung der Menschen in der Zeit als dieser Brauch entstand. — Das freimütige Einfügen in eine Lebensordnung und die Natürlichkeit in der Anschauung, die dabei zu beobachten ist, und die Tracht selbst, die alle unnatürlichen und erzwungenen Formen vermeidet, zeigt klar eine Lebensauffassung, wie sie nur Menschen besitzen, die ihre Lebensform der sie umgebenden Welt entnehmen, die sie selbst mitgestalten helfen und als deren Teil sie sich fühlen. Die Trachten beweisen damit ihren Ursprung in einer Bevölkerung, die als ansässige Ackerbauer den Lebensvorgängen näher stand als eine solche, die ähnlich den Slawen wegen ihrer Viehherden mehr ein Wanderleben führten. Die Zweckmäßigkeit der Frauenkleidung, das Fehlen von Schleifen, Überwürfen oder störenden Ausschmückungen, dagegen eine angemessene Fußfreiheit und eine knappe zweckmäßige Haube als Kopfbekleidung beweisen, daß kaum eine städtische Tracht bei dem Zustandekommen der Hoyerswerdaer Tracht als Vorbild gedient haben wird; sie ist vielmehr eine wirkliche Gebrauchstracht.

Abweichend von der Werktragstracht und der Sonntagstracht ist die Kleidung an Festtagen, die nicht so viele Unterschiede der verschiedenen Altersstufen kennt. Sie unterscheidet in der Hauptsache nur Mädchen, ledige und verheiratete Frauen. Ledige Frauen tragen zu ihrer Festkleidung eine schwarze, zylinderförmige Kopfbedeckung, während eine leinene, gestickte Haube das Kennzeichen der verheirateten Frau bildet. Als Brustschmuck tragen beide ein buntes Gehänge von Perlen, Sternchen, Kreuzen, Herzen und Ringen aus buntem Glas, Silber oder Gold. Einzig die Braut schmückt sich nur mit grünen und weißen Perlenreihen. Auf dem Kopf trägt sie die „Borta", die Kopfbedeckung der Ledigen, die als Zeichen der Tugendhaftigkeit mit goldenen Sternchen geziert ist.

Dem Sinne und der Bedeutung der Festtage entspricht auch die Tracht mit ihrer jeweils verschiedenen Farbenabstimmung. Bei ernsten feierlichen Anlässen kleidet man sich schwarz oder doch zumindest dunkel. Am Abendmahl nimmt man in schwarzer Kleidung teil; in der Passionszeit kleiden sich die Frauen ebenfalls dunkel, legen erst am Ostersonntag nach Beendigung des Kirchganges eine dunkelgrüne Tracht an, die ebenfalls noch eine ernste Feierstimmung verbreiten soll. Am Ostermontag kehren sie wieder zu der ihrem Alter entsprechenden Farbe zurück.

Die streng eingehaltene Kleiderordnung gilt nicht für die Tage, an denen im Dorfe eine Hochzeit oder Taufe ist. An solchen Tagen

wird sogar die Trauer um nahe Familienmitglieder unterbrochen, und am Hochzeitstanz nehmen alle Gäste in ihrer bunten Tracht teil.

Nun noch ein Wort über den Einfluß der Tracht auf den Gesundheitszustand der Menschen. Die farbenfrohe Tracht der Hoyerswerdaer Frauen und Mädchen hat einen Nachteil; die weitgebauschten wattierten Röcke sind zu schwer. Bereits mit dem Erreichen des schulpflichtigen Alters machen sich die Schäden der allzu schweren Kleidung bemerkbar. Die Kalkarmut des Bodens und der unzureichende Kalkgehalt der Nahrungsmittelt hat bei den Kindern eine verstärkte Neigung zu Rachitis gezeitigt. Für das häufigere Auftreten von O- und X-Beinen innerhalb der weiblichen Bevölkerung kann zum großen Teil die geringe Knochenfestigkeit im Kindesalter und die gleichzeitige starke Belastung durch die schwere Kleidung verantwortlich gemacht werden. Bei der ständigen Beengung des Hinterhauptes durch eine fest angeschnürte Haube hat sich bei durchweg allen Frauen eine Verbildung des Schädeldaches (vgl. Tafel VIII, Abb. 44, 45, 48) und eine Beeinträchtigung des Haarwuchses beobachten lassen. Es wäre zu wünschen, daß im Interesse der Volksgesundheit unter weitgehender Wahrung der augenblicklichen äußeren Form eine Umwandlung der Trachten herbeigeführt würde.

Die Tracht ist das Zeichen der Gemeinschaft und es gilt als Auszeichnung, wenn man es einer fremd Zugereisten gestattet, in Zukunft die Tracht zu tragen. Damit ist dann die Aufnahme in die neue Gemeinschaft zum Ausdruck gebracht. Die Zugehörigkeit zum „wendischen" Volkstum erwirbt man nach der Meinung der Bewohner durch die Annahme der Tracht. Wenn ein Mädchen aus einem „nichtwendischen" Dorf in ein „wendisches" einheiratet, und sich entschließt, in Zukunft die Tracht zu tragen, wird sie als Wendin bezeichnet; sie ist „wendisch" geworden. Hat aber andererseits ein Mädchen aus einer „rein wendischen" Familie zufällig die Vorzüge einer leichteren und bequemeren Kleidung schätzen gelernt, und will nun diese tragen, so betrachtet man sie als „Deutsche".

Brauchtum.

Das Brauchtum ist erwachsen aus den Gedanken und den Vorstellungen, die man sich über Gottheit, über das Leben der Seele, über ein lebendiges, sinnvolles Wirken in der Natur gemacht hat. Neben diesen überirdischen Dingen zeigt es aber auch Seelen- und Charakterwerte durch das Verhalten zur lebendigen Kreatur und ein mehr oder weniger ausgeprägtes Gemeinschaftsempfinden.

Dem Brauchtum der Lausitzer Wenden ist erst vor wenigen Jahren ein umfassendes Werk gewidmet worden [5]). Es könnte daher an dieser Stelle auf eine nochmalige Behandlung dieses Stoffes verzichtet werden, wenn sich nicht für viele der beobachteten Bräuche eine von diesem Werke unterschiedliche Sinndeutung rechtfertigen würde. Ich glaube, die Meinung vertreten zu können, daß der Aberglaube und die Geisterfurcht längst nicht so groß ist, wie man aus den Deutungen vieler Bräuche des erwähnten Werkes schließen könnte. Viele Handlungen, die man zum Brauchtum zählt, haben schon längst jeglichen Sinn verloren und werden verrichtet, ohne daß dem einzelnen bewußt wird, damit Überliefertes weiterzugeben. Aber auch die Menschen, auf die diese Gewohnheiten zurückgehen, waren Bauern, die ihre Umgebung und ihren Lebensraum natürlich sahen und erlebten, ohne in ständiger Angst vor Dämonen zu sein. Wenn ihr Verhalten zur belebten Natur ähnlich war wie das zu Menschen, so entsprang das weniger dem Glauben, daß in Tieren oder Bäumen Geister gebannt waren, die versöhnlich gestimmt werden sollten, als vielmehr, meiner Vermutung nach, dem Gefühl des Verbundenseins alles dessen, was die Erde belebt, der Ahnung von der Allbeseeltheit der Natur. Andere Bräuche werden eher Ausdruck ihrer gesellschaftlichen Einstellung und ihrer allgemeinen Lebensauffassung sein als daß sie einen „Abwehrzauber" oder „Analogiezauber" darstellen.

Die Gewohnheiten im täglichen Leben sind die gleichen wie sie auch in anderen deutschen Landschaften gepflegt werden. Eine ausführliche Beschreibung der heute noch befolgten Sitten findet sich bei E. Schneeweis [6]).

Das Brauchtum wurzelt zumeist in der vorchristlichen Glaubenswelt der Germanen.

Von den zahlreichen Bräuchen, die den Menschen durch sein Leben begleiten, seien nur die bei den drei bedeutendsten Ereignissen Geburt, Hochzeit und Tod als bezeichnend für die Vorstellungswelt der Bewohner besonders herausgehoben. Von der Geburt an gelten Mutter und Kind bis zur Aussegnung bezw. bis zur Taufe als unrein und scheinen besonderen Gefahren ausgesetzt zu sein. Die Mutter darf in dieser Zeit das Haus und den Hof nicht verlassen, soll kein Wasser holen, damit der Brunnen nicht unrein werde, und muß sich und das Kind vor dem „Bösen Blick" schützen. Damit das Kind nicht vor dem „Bösen Blick" leide, ist es an einigen Orten noch üblich, daß jeder, der es zum ersten Male sieht, spricht: „Gott hat dich früher

[5]) Dr. Edm. Schneeweis: Feste und Volksbräuche der Lausitzer Wenden. Markert und Petters, Leipzig 1931.

[6]) desgl.

gesehen als ich!" Man soll es auch vermeiden, aus dem Hause, in dem eine Wöchnerin liegt, etwas zu verleihen, damit nicht mit dem Gegenstand ein Schadenzauber mit ins Haus kommt. — Die junge Mutter durfte auch in den ersten sechs Wochen nicht in die Kirche gehen und konnte auch daher nicht an dem Taufakt teilnehmen. Heute hält man nicht mehr so streng an diesem Brauch fest. Die Mutter fährt heute in sehr vielen Fällen mit bis vor die Kirche, wartet dort auf dem Wagen oder nimmt auch schon oft auf einer der letzten Bänke in der Kirche an dieser Feier teil. — Eine sonderbare Rolle spielt der Vater während der ganzen Feier. An der kirchlichen Feier nimmt er nicht teil. Bei der Feier im Hause darf er nicht mit am Tisch der Gäste Platz nehmen, sondern muß mit einer vorgebundenen blauen Schürze die Gäste bedienen und seine Mahlzeiten allein in einer Ecke einnehmen. Während der Vater und die Mutter ganz in den Hintergrund treten, sorgt die Hebamme für die Ausgestaltung des Festes dadurch, daß sie die Unterhaltung leitet, Lieder anstimmt und dem Fest einen fröhlichen Verlauf verleiht.

Ein reiches Brauchtum umgibt den Tag der Eheschließung und die Zeit vorher. Deutlich erkennbar ist dabei, daß die kirchliche Trauung erst hinzugetreten ist, als sich schon eine feste Form des Hochzeitsbrauchtums herausgebildet hatte. Nachdem der „Hochzeitsbitter" für den Bräutigam bei den Eltern der Braut als Vermittler aufgetreten ist, und nachdem er Persönliches über die Braut und über die Besitzverhältnisse ihres Vaters erfahren hat, wird die Höhe der Mitgift festgesetzt und die Tracht bestimmt, die die Braut bei der Hochzeit anzulegen hat. Das geschieht noch vor der Verlobung. In weiten Kreisen der Bewohnerschaft gilt eine Verlobung schon beinahe soviel wie die Eheschließung, die meist schon in wenigen Wochen dieser folgt. Am Hochzeitstage erscheint der Bräutigam in Begleitung einiger Spielleute, des Hochzeitsbitters und der Brautführer vor dem Hause der Braut. Als Zeichen ihrer Würde trugen die drei Letztgenannten früher Degen; heute ist an deren Stelle ein mit Bändern geschmückter Stab getreten. Die Ankommenden finden das Haus geschlossen. Nach mehrmaligem Anklopfen werden sie nach ihrem Begehr gefragt. Die im Hause Befindlichen wollen die Braut nicht herausgeben. Nach vielen Bitten und Versprechungen wird endlich eine Frau oder ein Mädchen herausgeschickt. Weil sich aber der Bräutigam damit nicht zufrieden geben kann, wird das Bitten durch den Hochzeitsbitter (Braschka) und das hartnäckige Weigern der im Hause Befindlichen fortgesetzt und endet erst damit, daß ein „ehrlicher Handel" abgeschlossen wird. Nachdem der Braschka ein Geld-

stück hereingereicht hat, wird die Tür geöffnet und eine sehr feierliche Handlung beginnt. Unter dem Gesang geistlicher Lieder betreten die vier das Haus. Nach der Begrüßung erhalten sie den Willkommtrunk und der Braschka hält eine Rede, in der er an Stelle der Braut für alle ihr erwiesenen Wohltaten im Elternhause dankt und Verzeihung erbittet für den Fall, daß sie undankbar gewesen sein könnte oder jemanden beleidigt hätte. Durch diese Abschiedsrede ist die eigentliche Trauung schon vollzogen. Die kirchliche Trauung, zu der dann aufgebrochen wird, und zu der die Gäste und Teilnehmer in einer vorgeschriebenen Ordnung mit Ackerwagen in die Stadt fahren, zeigt deutlich, daß es sich hierbei um eine später hinzugetretene Erweiterung handelt. Trauringe sind in einigen Gegenden erst vor etwa zwei bis drei Jahrzehnten üblich geworden. Solange galt der Handschlag als Bekräftigung des Ehebundes oder das Überreichen eines Geldstückes durch den Bräutigam an die Braut, das diese dann meist als Schmuck trug.

Die anschließende Feier im Hause erhält ihre weitere Ausgestaltung durch den Hochzeitsbitter, der noch mehrmals Anlaß nimmt, festliche Reden zu halten. Während des Festmahles nehmen die Mädchen der Spinnstube von der Braut Abschied und bringen eine Reihe von Liedern zum Vortrag.

Reichliches und kräftiges Essen und Trinken schaffen die Grundlagen für den gewünschten fröhlichen Verlauf der Hochzeit. In der reichhaltigen Speisenfolge wird streng an einer überlieferten Zusammenstellung festgehalten; als landesübliche Besonderheit gibt es gerösteten oder gedämpften Buchweizen (Grütze) in Fleischbrühe. Als nächster Gang folgt Rindfleisch und Meerrettich und dazu Brot. Kartoffeln fehlen bei allen Festgerichten. Nach dem Abendessen wird mit einem gemeinsamen Danklied die Feier im Hause beendet. Die Gäste stellen sich zu einem Zuge auf. Unter Vorantritt der Musik und mit Gesang geht es in die Dorfschänke, in der bis in den frühen Morgen hinein getanzt wird. Die ersten neun Tänze mit der Braut gehören dem Hochzeitsbitter und den Brautführern. Der Bräutigam sitzt während dieser Zeit still zwischen den Gästen und darf nur zusehen. Dann entfernt sich das junge Paar für kurze Zeit ins Hochzeitshaus, von dem die Braut dann in der Frauentracht wieder zurückkehrt. Erst von diesem Augenblick an darf der Bräutigam mit seiner jungen Frau tanzen. — In der Schänke sitzen die Frauen und Mädchen ungefähr in Altersgruppen zusammen auf Bänken und Stühlen, die an den Wänden entlang aufgestellt sind. Die Männer stehen an der Stirnseite des Saales in der Nähe des Schanktisches. Es wird viel,

lebhaft und fast pausenlos getanzt, jede Pause, die entsteht, wird mit dem Singen von Volksliedern ausgefüllt. Vorrechte beim Tanzen haben stets die älteren Personen.

Während die meisten Bräuche heute nicht mehr die Spuren einer vorhandenen Furcht erkennen lassen, hat sich das Brauchtum um einen Verstorbenen noch mit vollem Sinngehalt erhalten. Bei aller Ehrfurcht, die man vor der geheimnisvollen Macht des Todes besitzt, wird dieser doch als etwas Natürliches und Unabwendbares angesehen. Dieses unergründete Geheimnis hat die Vorstellungswelt der Menschen zu allen Zeiten bewegt und ist der Anlaß zur Bildung eines vielseitigen Brauchtums geworden. Die beherrschende Absicht dabei ist, eine völlige Trennung zwischen dem Toten und den Lebenden zu schaffen. Dem Toten und besonders der Seele des Toten schreibt man noch vielerlei Kräfte zu, die auf die Lebenden ihre Wirkung ausüben können. Deshalb wird dafür gesorgt, daß die Seele schnell ihren Weg ins Freie finden kann. Die Fenster werden geöffnet, der Spiegel wird verhängt und die Uhr angehalten. Nach altem Volksglauben verläßt auch während des Schlafes die Seele den Körper; um die Gefahr abzuwenden, daß die Seele des Toten die Seele der Schlafenden mit sich ziehen könnte, ist es weit verbreitete Sitte, Menschen und Tiere, sogar die Bienen, zu wecken und ihnen den Tod mitzuteilen. — Augen und Mund müssen geschlossen sein, damit der Tote nicht zum Nachzehrer wird und jemanden nach sich ziehe. Früher legte man ihm ein Geldstück unter die Zunge. Ob diese Münze als Ersatz für die zurückgelassene Habe oder als Zehrgeld gedacht ist, darüber gehen die Erklärungen noch auseinander. Vielfach ist man bemüht, durch geeignete Beigaben dafür zu sorgen, daß der Tote im Grabe Ruhe findet, damit er nicht wieder erscheint und andere mit sich nimmt. Beim Hinaustragen des Sarges werden Stühle und Bänke im Zimmer umgeworfen, damit die Seele „keinen Platz mehr finden kann". Der Tote verläßt dann mit den Füßen zuerst das Haus. Die Rückkehr vom Friedhof soll möglichst schnell erfolgen, damit der vielleicht nachkommende Geist die Lebenden nicht mehr einholen kann. Nach der Rückkehr findet der bereits erwähnte Leichenschmaus statt. Trotz aller Aufklärungsversuche ist der Glaube an die Wiedergänger oder Wiederzehrer lebendig geblieben, der Glaube, daß der Tote im Grabe noch keine Ruhe finden könne und des Nachts als Alpdruck oder als Vampyr erscheine oder gar weitere Angehörige mit sich ins Grab ziehe. Bis ins 19. Jahrhundert soll es öfter geschehen sein, daß man das Grab nochmals öffnete, den Toten pfählte, ihm den Mund mit Nägeln oder Draht schloß oder ihm den

Kopf abschlug und zwischen die Beine legte. Ein solches Wiedergängergrab ist erst in neuerer Zeit beim Bau eines Schwimmbades in der Nähe Hoyerswerdas freigelegt worden.

Besondere Gefahren bilden die Toten, die durch Unglücksfälle, Mord oder Selbstmord vorzeitig aus dem Leben geschieden sind. Ihre Seele geht noch so lange an der betreffenden Stelle um, wie der Mensch ohne diesen gewaltsamen Tod noch gelebt hätte und kann in dieser Zeit noch Mensch und Vieh gefährden. Um sich dagegen zu schützen und diese Stelle zu kennzeichnen, werden sogen. Sühnekreuze errichtet. Das sind Findlinge, denen man durch grobes Behauen die Form eines Kreuzes verliehen hat. Sie tragen fast nie einen Namen und selten eine Jahreszahl, die an das Geschehen erinnern; bei den Bewohnern bleibt es aber unvergessen. Diese versäumen nicht, im Vorübergehen Blätter oder Steinchen oder auch Zweige auf diesen Stein zu werfen, damit ihnen die dort noch umgehende Seele nichts anhaben kann. Aus der Landschaft um Hoyerswerda sind gegen 30 solcher Sühnekreuze bekannt. Obgleich alle diese Steine die Kreuzform aufweisen, hat Kl. Thiede [7]) nachgewiesen, „daß der Gewohnheit des Setzens dieser Steinkreuze vorchristliches Brauchtum zugrunde liegt, da sie im ganzen Bereich der germanischen Siedlung in auffälliger Weise auch an alten Rechts- und heidnischen Glaubensstätten zu finden sind."

Die Seelen der Verstorbenen sind nicht die einzigen Dinge, die den Menschen Gefahr bringen können. Unter den Erscheinungen, die noch ihr Unwesen treiben können, nimmt die Mittagsfrau (připołnica) in der Volkserzählung noch heute einen weiten Raum ein, auch in neuerer Zeit hat man noch nicht vergessen, daß man es vermied, in der Mittagsstunde zwischen 12 und 1 allein auf dem Felde zu sein. Um diese Zeit erschien die Mittagsfrau einzelnen Personen und richtete an sie Fragen, die meist auf Flachsanbau und -verarbeitung Bezug nahmen. Gelang es dem Gefragten nicht, erschöpfende Antwort zu geben oder eine Stunde lang ohne Unterbrechung und ohne etwas zu wiederholen zu reden, so drehte sie ihm den Hals um. Ähnlich klingt noch die Erinnerung an die Směrtnica wieder, die in der Dämmerstunde beim Abendläuten umgeht. Deshalb läßt man kleine Kinder um diese Zeit niemals allein.

Einen mehrmaligen Wandel haben im Laufe der Zeit die Bestattungsformen erlebt. Grabfunde aus der frühslawischen Zeit sind in der Oberlausitz nur sehr selten bisher gemacht worden. Frenzel [8])

[7]) Klaus Thiede: Flur- und Dorfbild in deutschem Land, Leipzig 1937.
[8]) Dr. W. Frenzel: Vorgeschichte der Lausitzen.

gibt aber an Hand der wenigen Funde die einzelnen Entwicklungsstufen an: von der Einwanderungszeit der Wenden im 7. Jahrhundert bis um die Jahrtausendwende war die Leichenverbrennung und die Beisetzung in Brandschüttungsgruben von großen Ausmaßen in Brauch. Für die folgende Zeit werden dann Brandgräber mit Urnenbestattung vermutet, wie eines am Rande der Oberlausitz bei Riesa in Sachsen gefunden wurde. Schon in der folgenden Zeit wird sich neben der Leichenverbrennung die Bestattung durchgesetzt haben, denn an anderer Stelle finden sich bei den Wenden beide Bestattungsformen nebeneinander, ohne daß eine zeitliche Trennung zu erkennen wäre. Frenzel nennt dann weiter verschiedene Arten der Skelettbestattung, die sich durch die vom religiösen Ritus bestimmte Lage des Toten oder durch die Haltung seiner Arme und durch die Beigaben unterscheiden lassen und einen langsamen Übergang von der heidnischen Zeit zum christlichen Mittelalter zeigen. Heute unterscheidet sich die Bestattung der Oberlausitzer Bevölkerung in keiner Weise von der benachbarter anderer deutscher Landschaften. Auch das äußere Bild der Friedhöfe der evangelischen Dörfer um Hoyerswerda zeigt, zum Unterschied zu den Friedhöfen der katholischen Dörfer mit ihren eigenartigen Holzkreuzen und Schrifttafeln, keine Besonderheiten. Sogenannte sorbische oder slawische Grabdenkmäler finden sich nur noch als außergewöhnliche Seltenheit. Namen und Lebensdaten der Verstorbenen sind in deutscher Sprache angebracht und nur in ganz wenigen Fällen ist der Grabspruch in obersorbischer Sprache abgefaßt. Auch in diesen wenigen Fällen hat man sich dabei der deutschen Frakturschrift bedient.

Mehr noch als die Tracht war es die Sprache, die dem Verschwinden des Brauchtums eine Grenze gesetzt hat. Die gemeinsame, nur auf ein verhältnismäßig kleines Gebiet beschränkte Sprache ist auch die Ursache gewesen, daß das Volkstum nur auf einen fest bestimmten Kreis von Menschen beschränkt geblieben ist und sich durch sie unverändert erhalten konnte. Da die Sprache für das Brauchtum eine so starke Bedeutung besitzt, seien an dieser Stelle einige Bemerkungen über sie gestattet.

Die Muttersprache der Landbevölkerung Hoyerswerdas ist das Obersorbisch, eine Mundart aus dem Kreise westslawischer Sprachen, die sich um Hoyerswerda im Gegensatz zu den weiter südlich liegenden Teilen der Oberlausitz von tschechischen Ergänzungen ihres Wortschatzes völlig frei gehalten hat. Neu hinzukommende Worte (technische Bezeichnungen usw.) und Ziffern werden aus der deutschen Sprache übernommen und nur mit einer entsprechenden slawischen Endung versehen.

Nachdem sich auf allen Gebieten ergeben hat, daß fast alle Anklänge an ein ursprünglich slawisches Volksleben in der deutschen Kultur und im Deutschtum aufgegangen sind, ist es erstaunlich, daß sich die slawische Sprache bei einer nahezu deutschstämmig gewordenen Bevölkerung bis auf den heutigen Tag erhalten konnte. Für diese Merkwürdigkeit bringt ein Werk über das Wendentum [9]) zahlreiche geschichtlich und urkundlich bestätigte Begründungen. Das Obersorbisch war ursprünglich eine Sprache, die nicht durch Schrift befestigt war. Mit der Christianisierung wurde es erforderlich, den Bewohnern in ihrer Muttersprache den neuen Glauben nahe zu bringen und begreiflich zu machen. Die allgemeine Einführung des wendischen Gottesdienstes im 16. Jahrhundert und damit die Ausbildung einer wendischen Schriftsprache durch die deutsche Geistlichkeit bildeten erst die Voraussetzung zu ihrer Erhaltung. Überall entsprach man den Wünschen der Menge, Erbauungsschriften in der eigenen Sprache zu haben. Von deutscher Seite wurde die Schaffung einer wendischen Kirchenliteratur veranlaßt. Die Besetzung neuer Ämter wurde sowohl von der Geistlichkeit wie auch vom Landesherrn davon abhängig gemacht, ob der einzusetzende Beamte die wendische Sprache beherrschte oder nicht. Noch im Jahre 1808 leisteten im preußischen Teil der Lausitz die ausgemusterten Soldaten je nach ihrer Abstammung den Treueid in deutscher oder wendischer Sprache. Ohne diese Förderung durch das Deutschtum wäre die wendische Sprache nie in diesem Maße zu einer Schriftsprache geworden und hätte nicht die Verbreitung gefunden, die sie noch vor hundert Jahren besessen hat.

In zahlreichen Unterhaltungen und Gesprächen mit den Bewohnern wurde immer wieder deutlich, daß man nur mit solcher Treue an der Sprache festhält, weil durch sie das Volkstum erhalten bleibt. Alte Lieder und das Erzählungsgut sind an die Muttersprache gebunden und leben oder sterben mit ihr aus. Das Obersorbisch ist um Hoyerswerda auch heute nur Umgangssprache und nicht mehr Schriftsprache. Das Lesen einer Zeitung oder eines Buches in sorbischer Sprache bereitet den Bewohnern erhebliche Mühe. Auch über die Schreibung der von ihnen in der Unterhaltung benutzten Worte vermag man keine Auskunft zu erhalten. Die ausschließliche Umgangssprache ist das Obersorbisch, während die Schriftsprache nur das Deutsche ist. Kennzeichnend für die Stellung der Menschen zu ihrer Sprache ist auch folgende Tatsache. Die Dorfbewohner haben eine besondere Vorliebe für reiche Schmuckverzierung auf ihren Kirchen-

[9]) Lehmann: Geschichte des Wendentums in der Niederlausitz. Die Lausitzer Wenden, Bd. II.

liederbüchern. Die Obersorbische Verlagsanstalt hat, um der allgemeinen Geschmacksentwicklung zu folgen, Bücher mit schlichtem Schmuck in den Handel gebracht. Die Folge davon war, daß Bücher mit deutschen Texten gekauft wurden, wenn sie nur reichen Schmuck aufwiesen.

Vielfach ist es üblich, sich bei der Namengebung der Kinder an eine ganz bestimmte Ordnung zu halten. Der erstgeborene Sohn heißt meist Matthes, die nächstjüngeren Christian, Johann usw. Stirbt einer von ihnen vorzeitig, so erhält das nächstgeborene Kind den Namen des Verstorbenen; wenn auch dieses nicht am Leben bleibt, wählt man für das nächstfolgende Namen wie Gotthilf, Gottfried, Traugott oder ähnliche.

Die anthropologische Untersuchung hat bei den Frauen in vielen Fällen eine Verbildung des Kopfes erkennen lassen. Ursache hierfür ist jedoch nicht eine künstliche Deformation, sondern die Einengung durch die Kopfbekleidung. — Sie wird im rassenkundlichen Teil nochmals erwähnt werden. — Das Fehlen einer bewußten Umformung des Kopfes bei den Bewohnern der Lausitz möchte ich hier besonders bemerken, weil bei den Awaren, mit denen die Wenden ins Land gekommen waren, diese Sitte verbreitet war, während auch in keinem Grab der Lausitz aus der slawischen Frühzeit etwas Ähnliches beobachtet worden ist.

Der Mensch in der Landschaft.

In der Landschaft von Hoyerswerda werden die Menschen nicht in eine Welt geboren, die ihnen ein sorgloses Leben und Reichtum verspricht. Der Boden, der in früherer Zeit zum großen Teil aus Sumpfgebieten bestand, ist heute ausgedörrt und rissig und liefert dürftige und unzureichende Erträge. Nur eine sparsame und anspruchslose Bevölkerung kann hier dauernd ausreichenden Lebensraum finden. In den vergangenen Jahrhunderten hat sich hier ein Menschenschlag herausgebildet, dessen Lebensansprüche sich aus den Gegebenheiten der Umwelt befriedigen lassen. Die Erhaltung der Wirtschaften verlangt aber den letzten Einsatz an Fleiß, Ausdauer und Verantwortungsbewußtsein. So treten uns in der Familie des Bauern Menschen entgegen, die zäh und widerstandsfähig und bei ihrer angeborenen Lebensbejahung und Diesseitszugewandtheit ihren Beruf und ihre Pflicht mit stillem Ernst und einer gewissen Verschlossenheit erfüllen. Die Verkennung dieser Tatsache ist die Ursache, daß der Stadtbewohner bis in die Gegenwart das Wesen des Dorfbewohners falsch beurteilt, obgleich er in den meisten Fällen durch gemeinsame Abstammung mit ihm verbunden ist. Die Zurückhaltung wird als Böswilligkeit oder als mangelnde Begabung gedeutet. Und doch habe ich während meiner langen Beobachtungszeit immer wieder feststellen können, daß gerade im Vergleich mit dem Durchschnitt der Stadtbevölkerung auf dem Lande eine große natürliche Begabung anzutreffen ist.

Eine Erklärung hierfür ist darin zu suchen, daß einer Landbevölkerung, die mit großer Treue zum heimatlichen Boden hält, nicht so viel begabte Menschen durch Abwanderung in große Städte verloren gegangen sind wie der Kleinstadt dieses Gebietes. Die landwirtschaftlich nutzbare Fläche ist beschränkt und kann keine neuen Bauernstellen mehr hergeben. Der Geburtenüberschuß ist dadurch gezwungen, entweder in die Städte abzuwandern oder in den zahlreichen Industriewerken der Umgebung Beschäftigung zu suchen. Wenn auch der Bauernsohn, der als Arbeiter oder Handwerker in der Industrie seinem Beruf nachgeht, noch im Dorfe wohnen bleibt,

gerät er doch mit seiner Familie in einen ganz anderen Lebenskreis und nimmt andere Lebensgewohnheiten an. Damit verwischen immer mehr die Grenzen, die eine Fremdheit zwischen der Land- und der Stadtbevölkerung hat entstehen lassen. Schon längst ist diese Trennung nur eine äußerliche; denn die Familiennamen der Dörfer finden sich auch in der Stadt, woraus sich schließen läßt, daß schon seit langem eine Verschmelzung stattgefunden hat. Die Behauptung eines Gegensatzes von „Wenden" und „Deutschen" in der Oberlausitzer Bevölkerung beruht daher aur auf Unkenntnis oder gar Böswilligkeit, weil sie Gegensätze aufrichtet, die überhaupt nicht vorhanden sind. Es handelt sich um Teile desselben Volkes, von denen der ländlich verbliebene Teil das Volkstum erhalten, und der andere das Volkstum aufgegeben hat. Heute schwindet auch der volkstumtragende Teil immer mehr dahin. Dieser Rückgang vollzieht sich umso schneller, je enger die Bindungen zum städtischen Leben werden.

Für eine weitere Betrachtung dieser Verschiebung und Verschmelzung ist eine Erweiterung unseres Blickfeldes von der engsten Umgebung Hoyerswerdas auf das ganze Gebiet der Oberlausitz erforderlich, soweit diese im Volksmunde noch die Bezeichnung „Wendei" trägt.

Abgesehen von der Tracht, gilt die Sprache als einziges Merkmal zur Scheidung von „deutscher" und „wendischer" Bevölkerung. Wenn von einem Rückgang des Wendentums gesprochen wird, so ist damit nur der Rückgang im Gebrauch der wendischen Sprache gemeint. Als „Wenden" werden die Menschen bezeichnet, für die das Sorbische die Muttersprache darstellt. Der Gebrauch der wendischen Muttersprache ist in den letzten Jahrzehnten sehr zurückgegangen. Im Jahre 1843 wurde die wendische Sprache in Preußen (einschließlich der Niederlausitz) noch von 86 450 Menschen gesprochen. Diese Zahl ist bis 1925 auf 33 800 gesunken. Für Sachsen wurde für die gleiche Zeit ein Rückgang von 40 500 auf 27 600 festgestellt. In der gleichen Zeit war das Absinken der Zahl im Kreise Hoyerswerda von 17 300 auf 12 700 verhältnismäßig am geringsten [10]). Bis heute ist aber ein noch viel stärkerer Rückgang zu beobachten. Ursache hierfür ist die immer nähere Berührung der Menschen mit der fortschreitenden kulturellen Entwicklung in der Werkstatt, in der Industrie, im geschäftlichen und wirtschaftlichen Verkehr und durch die häufigeren Eheschließungen mit deutschsprechenden Partnern, die das Wendische nicht verstehen. Hinzu kommt noch für die jüngste Zeit die Zunahme der

[10]) Zahlenangaben aus Burckhard: Statistik des Wendentums, Verlag Jul. Beltz, Langensalza 1933.

Abwanderung vom Land in die Städte, weil sie den Menschen, denen der Boden keinen Lebensunterhalt mehr bieten kann, Aufstiegsmöglichkeiten verspricht. In Familien, in denen ein Ehepartner nur deutsch als Muttersprache spricht, werden die Kinder fast ausschließlich in der deutschen Sprache erzogen. Der Rückgang der wendisch sprechenden Bevölkerung ist also ein natürlicher Verschmelzungsvorgang und ist nicht auf Unterdrückung zurückzuführen. Die Gesamtzahl der heute noch wendisch sprechenden Bevölkerung in Deutschland beträgt 67 000; davon wohnen etwa 40 000 in den Lausitzen.

Der Kreis Hoyerswerda hat eine Gesamtfläche von 870,074 qkm. In ihm wohnen 57 103 Menschen; das entspricht einer Siedlungsdichte von 66 Menschen auf dem Quadratkilometer. 22,2% der Gesamtbevölkerung wohnen in den drei kleinen Städten, die — vielleicht mit Ausnahme der Kreisstadt Hoyerswerda selbst — stark ländliches Gepräge zeigen.

Die Bevölkerung zeigt ein langsames Wachstum. Die Zahl der Lebendgeborenen auf 1000 Einwohner, die von 22,3 im Jahre 1928 auf 17,4 im Jahre 1932 gesunken war, zeigt seit 1933 einen langsamen, aber stetigen Anstieg und hat 1936 die Höhe von 21,5 erreicht. In entsprechender Weise hat sich dadurch die Zahl des Geburtenüberschusses gewandelt. Der Geburtenüberschuß auf 1000 Einwohner betrug im Jahre 1928 12,2, sank dann bis 1932 auf den tiefsten Stand von 7,0 und hält sich seit 1933 mit einigen jährlichen Schwankungen oberhalb der Zahl 11. Das sind einige Zahlen, die das Kreis-Gesundheitsamt als Durchschnitt für den Kreis Hoyerswerda festgestellt hat. In ihnen kommt leider nicht zum Ausdruck, in welchem Maße die Landgemeinden an dem Zustandekommen dieser Zahlen beteiligt sind, und wie sie die kleineren Zahlen der Stadtbevölkerung ausgleichen. Ich habe deshalb versucht, für die Dorfgemeinden, in denen die Untersuchung durchgeführt ist, eine eigene kurze Zahlenaufstellung zu geben. Die Übersicht kann sich nur auf

Jahr	Einwohnerzahl	Todesfälle	Todesfälle auf 1000 Einw.	Im ersten Lebensjahre starben	In %	Durchschnittl. Lebensalter	Durchschnittl. Lebensalter o. Säugl.-Sterbl.	Geburtenzahl	Geburten auf 1000 Einw.	Geburtenüberschuß
1910	4453	62	13,9	19	30,6	40,1	57,9	141	31,6	+ 79
1921	—	65	—	18	27,7	40,2	55,6	140	—	+ 75
1930	7888	59	7,4	15	25,4	46,1	61,8	84	10,6	+ 25
1933	7787	45	5,9	—	—	—	—	67	8,6	+ 22
1935	7754	48	6,1	5	10,4	50,5	56,4	85	10,9	+ 37
1936	—	45	—	—	—	61,7	64,6	102	—	+ 57

die Jahre beschränken, für welche die genaue Einwohnerzahl der Gemeinden noch ermittelt werden konnte.

Neben der günstigen Entwicklung, die für die Folgezeit einen wachsenden Geburtenüberschuß erwarten läßt, zeigen die Zahlen ein bemerkenswert hohes durchschnittliches Alter der Bevölkerung. Trotz der schweren und anstrengenden Arbeit bis ins hohe Alter und trotz der Anspruchslosigkeit in den Dingen des täglichen Lebens erfreuen sich die Menschen einer guten Gesundheit.

Als häufiger auftretende Todesursachen werden bei etwa 20—25% der Menschen Erkrankungen der Kreislauforgane verzeichnet, Krebskrankheiten und Lungenentzündung folgen mit ungefähr gleichgroßer Häufigkeit (je 8—9%); Tuberkulose und Erkrankungen der Atmungsorgane folgen in weiterem Abstand mit 4—5% [11]).

Der Weltkrieg und die unheilvolle Folgezeit, die überall eine Verwirrung in das politische Denken gebracht hat, hat auch für die Lausitzer einige Beunruhigung geschaffen. Ungeeignete Gegenmaßnahmen der sächsischen und preußischen Regierungen entfremdeten die Oberlausitz in gleicher Weise dem Deutschtum, wie es in Oberschlesien der Fall war. Die Tschechoslowakei benutzte diesen Umstand, eine separatistische Bewegung zu unterstützen. Der konservative Landtagsabgeordnete E. A. Barth warb für einen selbständigen „wendischen Nationalstaat" und den Anschluß an den tschechischen Nachbarn. Die Lösung von Deutschland sollte auch die Befreiung bringen von den Verpflichtungen, denen der deutsche Staat nachkommen mußte. — Barth reiste zweimal nach Paris und machte vor der Friedenskonferenz seine Ansprüche geltend, die u. a. die wendische Muttersprache als Amtssprache und wendische Schulbücher forderten; eine Reihe weiterer Forderungen beschäftigte sich mit wirtschaftlichen Fragen. Es zeigte sich aber, daß hinter diesen Forderungen nur wenige Menschen standen. Sehr viele wandten diesem Treiben den Rücken oder hatten sich bereits von Beginn an ferngehalten. Schon 1919 setzte eine Gegenbewegung ein und nahm allen separatistischen Bestrebungen die Aussicht auf Erfolg. Die breite Masse der volkstumtragenden Bevölkerung wünschte keinen Anschluß an ein anderes Volk; sie fühlte deutsch und verwahrte sich dagegen, mit der Tschechoslowakei in eine Beziehung gebracht zu werden. Wenn bisweilen in einigen Kreisen der Bevölkerung eine gewisse Zurückhaltung anzutreffen ist, so entspricht das nicht einer ablehnenden Haltung gegenüber dem deutschen Einfluß, sondern der Tatsache, daß die bäuerliche Bevölkerung nur schwer eine Beziehung findet zu Men-

[11]) Aus: G. Werchan, Heimatkundliche Zahlenreihe. Hoyerswerda 1937.

schen, die kein Verständnis aufbringen können für Dinge, denen ihre Arbeit und ihre Sorge gilt.

Nur Menschen, denen das Gefühlsleben dieser Gruppe fremd war, konnten annehmen, daß sich eine Bevölkerung lange Zeit für solche Sonderpläne einsetzen würde. Man ging dabei von der irrtümlichen Annahme aus, daß eine Verschiedenheit der Sprache schon genüge, sich leicht aus den Bindungen des Blutes und der gemeinsamen Geschichte lösen und sich einem anderen Volke anschließen zu können. Daß diese Bestrebungen auch nur vorübergehend gefährlich werden konnten, lag daran, daß bei der allgemeinen Verwirrung die separatistischen Pläne ein Ziel darstellten, während die Maßnahmen der Regierung plan- und ziellos waren. Als auch die hoffnungslose Wirtschaftslage durch die Gründung eines Bankunternehmens mit tschechischem Kapital eine geringe Aufbesserung erfuhr, war man leicht bereit, weiteren Versprechungen Gehör zu schenken. — Man hatte dabei aber nicht mit der Beharrlichkeit und der tiefen Überlegtheit der Bewohner gerechnet. Menschen mit einem so beträchtlichen fälischen Rasseneinschlag wie sie in der Oberlausitz anzutreffen sind, lassen sich nicht so schnell für fragwürdige Unternehmungen gewinnen. Ihrer Beharrung und ihrer entschlossenen Ablehnung und ihrem gesunden Lebensgefühl ist es zu danken, daß für die Zukunft ähnliche Gefahren nicht mehr aufkommen können.

Daß der Volkswille der Oberlausitzer dem Deutschtum zugewandt war, hat sich in den Wahlergebnissen seit 1920 gezeigt. Bereits 1928 beträgt die Anzahl der anläßlich der Reichstagswahl für die Partei der Lausitzer Wenden abgegebenen Stimmen nur etwa 1%. Nach 1930 verschwindet diese Partei vollständig von der Wahlliste. — 1933 erhielt die NSDAP. weit über die Hälfte aller abgegebenen Stimmen. Bei der Volksabstimmung 1936 waren im Kreise Hoyerswerda von 35 982 Stimmen 35 821 Ja-Stimmen.

Die Oberlausitz, so wie sie hier beschrieben worden ist, liegt abseits von den großen Adern des Verkehrs und des wirtschaftlichen Lebens. Die Dörfer liegen selten an großen Straßen, sondern meist zurückgezogen hinter Heide und Wald. Sie sind klein. Nichts drängt sich dem Menschen auf, der fremd in diese Landschaft kommt. Es gibt keine Sehenswürdigkeiten im üblichen Sinne. Langsam, in Jahrhunderte langer zäher Arbeit ist dies Land gewonnen und erschlossen und will auch in der Gegenwart immer wieder entdeckt werden. Größere Strecken Ödland und Sumpfgebiete lassen erkennen, daß die Besitzergreifung des Landes durch den Menschen noch immer nicht beendet ist. Diese Oberlausitz, so wenig sie im Leben des Volkes ge-

nannt wird, und eine so geringe Rolle sie auch für Wirtschaft und Handel spielen mag, hat doch für das übrige Reich eine nicht zu unterschätzende Bedeutung. Und die ist gegeben durch ihre geographische Lage.

Die Oberlausitz ist Durchgangsgebiet und Verbindungsstück vom dicht besiedelten Schlesien mit seiner reichen Industrie, seinen Reisezielen und Heilbädern zum übrigen Reich. Schlesien war bis 1938 auf einer 1100 km langen Auslandsgrenze von Staaten umgeben, die eine etwa dreimal höhere Geburtenzahl und damit einen starken Ausdehnungsdrang haben.

Die Berührungsstelle Schlesiens mit dem Reich ist in der Luftlinie nur etwa 130 km lang. Sie wird z. T. durch das dünnbesiedelte sorbische Sprachgebiet gebildet, das in Richtung auf die polnische Grenze in einen dünnbesiedelten sandigen, mit Kiefernwald bestandenen Landstrich übergeht.

Der Oberlausitz ist zu einem Teile die Aufgabe zugefallen, dabei zu helfen, ein Einsickern fremder Einflüsse in Kultur, Wirtschaft und auch an Menschen selbst von dieser Seite her zu verhindern, damit dem Südosten des Reiches für alle Zeit das Schicksal Ostpreußens erspart bleibe.

Durch diese Verantwortung, die das Land trägt, verlangt es von uns eine ganz andere Betrachtungsweise und verdient besondere Aufmerksamkeit. Für die Festigung des Volkslebens erscheint mir hierfür als notwendig, es nicht weiter der Vergessenheit verfallen zu lassen, sondern ihm im deutschen Volksleben einen bevorzugten Platz einzuräumen. Das darf nicht dadurch geschehen, daß das vorhandene Gemeinschaftsleben gestört oder umgebildet wird, oder daß neue Lebensformen eingeführt werden, welche die eingesessene Bevölkerung nur ihrer Umwelt entfremden würden, sondern dadurch, daß man die Lebensgewohnheiten dieser Gruppe bewußt als deutsches Kulturgut weiterbestehen läßt und sie damit in eine engere und festere Bindung zum Kulturleben des deutschen Volkes bringt. Der Oberlausitzer besitzt eine große Liebe zur Heimat, die sich mit einem gewissen Stolz auf seine Eigenart verbindet. — Es wäre eine lohnende Aufgabe, auf dieser Grundlage eine völkische Kulturarbeit aufzubauen. Verständnis und Unterstützung würde sie in der ganzen Bevölkerung finden. Die Früchte aber wird das ganze deutsche Volk genießen, wenn es an seiner Grenze Menschen weiß, die sich mit ihm eins fühlen, und die sich ihrer Verantwortung bewußt sind.

Die Bevölkerung.

Gegenstand und Verfahren der Untersuchung.

Die rassenkundliche Untersuchung der Landbevölkerung in der Umgebung der Stadt Hoyerswerda O.L. erstreckte sich auf 309 einheimische Personen, und zwar auf 165 Männer und 144 Frauen. Da sich die Untersuchung hauptsächlich an die Einhaltung der Altersgrenzen von 20 bis 45 Jahren gehalten hat, kann von einer weiteren Gruppierung in Altersklassen abgesehen werden, denn körperliche Veränderungen durch Wachstum oder Altern sind in diesen Jahren meist so gering, daß sie unberücksichtigt bleiben können.

Als einheimisch wurden in dieser Arbeit alle diejenigen Personen betrachtet, deren Familien nachweislich seit mindestens vier Generationen, zumeist aber schon seit dem Vorhandensein der Kirchenbücher (1635) aus dem gleichen Kirchspiel stammen oder doch aus derselben engen Volkstumsgruppe, die seit Jahrhunderten in einer geographischen und politisch engumgrenzten Landschaft den gleichen Einwirkungen ausgesetzt waren.

Die Verschiedenheit des Volkstums, die Verschiedenheit der Sprache (nicht Mundart!) und des Glaubensbekenntnisses hat schon seit der frühesten Zeit gegen die Nachbarn deutliche Schranken aufgerichtet und damit verhindert, daß fremdes Erbgut einen bedeutenden Einfluß gewinnen konnte. Andererseits hat die ziemlich regelmäßige Verteilung kleiner Dörfer über ein verhältnismäßig großes Gebiet auch verhindert, daß durch allzu häufige Verwandtenehen größere erbliche Schädigungen in der Bevölkerung aufgetreten sind.

Bei dieser Art der Durchmischung einerseits und bei dieser Abgeschlossenheit andererseits und fernerhin durch die Auswahl der zu untersuchenden Personen bietet sich für unsere Betrachtungen eine Bevölkerungsgruppe dar, die am besten geeignet ist, ein getreues Bild der anthropologischen Verhältnisse in diesem Teil der Preußischen Oberlausitz zu vermitteln.

Beobachtet und aufgenommen wurden folgende Maße und Merkmale: Körperhöhe, Sitzhöhe, Armlänge, Schulterbreite, Spannweite, Handbreite, Handlänge, Umfang des Handgelenks, Kopfumfang,

Kopfhöhe, Kopflänge, Kopfbreite, Ohrhöhe, kleinste Stirnbreite, Jochbogenbreite, Unterkieferwinkelbreite, Morphologische Gesichtshöhe, Nasenhöhe, Nasenbreite, Innerer Augenabstand, Augenfarbe und Haarfarbe.

Die Schulterbreite wurde mit dem großen Tasterzirkel ermittelt als Entfernung zwischen den Akromien. Als Handlänge wurde bezeichnet die projektivische Entfernung von Daktylion des Mittelfingers zum Stylion der rechten Hand. Zur Messung wurde das Oberteil des Anthropometers benutzt. Die Nasenhöhe wurde mit dem Gleitzirkel bestimmt als Entfernung vom Nasion zum Subnasale. Die Armlänge wurde als direktes Maß, und zwar vom Akromion zum Daktylion genommen. Die Ohr-Scheitelhöhe wurde mit dem Parallelometer als projektivischer Abstand des oberen Randes des Ohreinganges vom Bregma gemessen. Die weiteren Maßergebnisse sind so gewonnen, wie es Rud. Martin [12]) empfohlen hat. Zur Einteilung der Augenfarbe wurde die Tafel von B. K. Schultz und für die Haarfarben die verbesserte Tafel von Fischer-Saller benutzt.

Die Lichtbilder sind mit einer 9×12 Zeiß-Ikon-Kamera mit der Brennweite 13,5 cm aufgenommen worden. Benutzt wurde dazu eine Rollex-Kassette, die Aufnahmen in der Größe von 4,5×6 cm gestattete. Als Aufnahmematerial dienten Agfa-Isochrom-Rollfilme.

Die Beschreibung der Merkmale der einzelnen Personen wurde nach den Lichtbildern vorgenommen.

Die Beobachtungsblätter für diese Untersuchung sind nach einem eigenen Entwurf hergestellt.

Die Negative von 750 anthropologischen Aufnahmen, die Beobachtungsblätter und 40 000 Zettel mit den Kirchenbuchauszügen zum Nachweis der Ansässigkeit der Familien werden in der Anstalt für Rassenkunde in Berlin-Dahlem aufbewahrt.

Zur Erzielung einer größtmöglichen Genauigkeit in der Ermittlung der Maße war es günstig, daß die Untersuchungen im Sommer und im Herbst stattfanden, da zu dieser Jahreszeit wegen der dünneren Kleidung die Untersuchung erleichtert wurde. Trotzdem konnte eine Ungenauigkeit nicht ausgeschlossen werden, die sich dadurch ergab, daß ein Teil der Personen am Morgen, ein anderer Teil am Abend gemessen wurde; also zu einer Zeit, als schon eine Senkung mancher Höhenmeßpunkte durch Ermüdung der Muskulatur eingetreten war.

---

[12]) Rud. Martin: Anthropometrie (Julius Springer), Berlin 1929.

Aus den Ergebnissen der Messungen wurde außer dem Mittelwert (M) noch der mittlere Fehler (m), die Standardabweichung (σ), der Variationskoeffizient ($v = \frac{\sigma \cdot 100}{m}$), die durchschnittliche Abweichung (e) und der Variationskoeffizient ($w = \frac{e \cdot 100}{m}$) berechnet.

Benutzt wurde zu dieser Berechnung der Leitfaden von Dr. F. Bach [13]). Durch diese Zahlenwerte und durch die Angabe der größten Schwankung eines Maßes ist die Art des Schwankens und die Verteilung der Häufigkeiten noch nicht deutlich; deshalb sind für jedes gemessene Merkmal Häufigkeitskurven beigegeben, um die Verteilung der Merkmalsgruppen besser zu veranschaulichen.

Körperhöhe.

Bei Betrachtung der Körperhöhen innerhalb der Hoyerswerdaer Bevölkerung fällt der ziemlich große Unterschied zwischen den Geschlechtern auf. Während allgemein die Differenz zwischen ihnen etwa 7% beträgt, ist sie in diesem Falle im Durchschnitt 8,75%. Die Körperhöhe der Männer ist mit einem Mittelwert von 167,62 ± 0,49 cm nach R. Martin als übermittelhoch zu bezeichnen, während die der Frauen mit 154,13 ± 0,40 cm nur untermittelhoch bis mittelhoch ist. Die Variationsbreite ist in beiden Fällen recht erheblich und beträgt bei den Männern 40 cm (147—187 cm) und bei den Frauen immerhin 25 cm (142—167 cm).

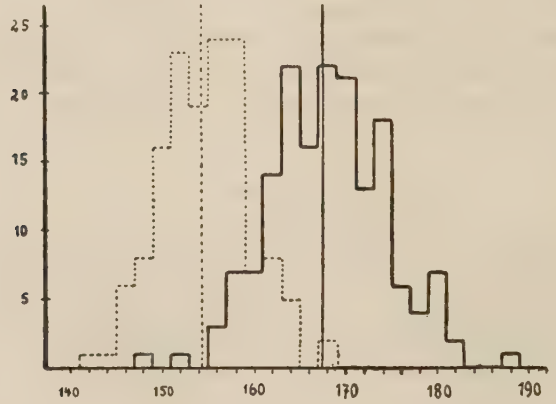
Für das einzelne Individuum müßte allerdings noch die Tagesschwankung berücksichtigt werden, die bei schwerer körperlicher Arbeit bis zu 48 mm betragen kann.

Den Männern, die in Körpergestalt und Höhe größere Verschiedenheiten aufweisen und durch ihren hohen Wuchs durchaus nicht die Kennzeichen einer ostdeutschen oder gar osteuropäischen Bevölkerungsgruppe tragen, stehen die Frauen gegenüber mit der durchschnittlich geringeren Körperhöhe. Sie bilden — wie sich zeigen wird — in jeder Hinsicht eine in sich geschlossenere Gruppe als die Männer. Die Ursachen werden an anderer Stelle zu untersuchen sein. Die Häufigkeiten in den Größenklassen zeigt die folgende Übersicht.

---

[13]) Dr. Fritz Bach: Leitfaden zu anthropometrischen Sporttypenuntersuchungen und deren statistischer Auswertung. Verlag Otto Gmelin, München 1930.

nach Martin	Männer	%	Frauen	%
sehr klein	130,0—149,0	0,7	121,0—139,9	—
klein	149,1—159,9	7,8	140,0—148,9	11,1
untermittelhoch	160,0—163,9	19,3	149,0—152,9	27,0
mittelhoch	164,0—166,9	21,8	153,0—155,9	29,8
übermittelhoch	167,0—169,9	12,7	156,0—158,9	18,0
hoch	170,0—179,9	33,9	159,0—167,9	13,8



Bei den Männern ist eine merkliche Neigung zu hohem Wuchs zu beobachten, denn die Größenklasse 170—180 cm ist mit 33,9% am stärksten besetzt. Die verhältnismäßig größte Anzahl der Frauen (29,8%) gehört der Gruppe „mittelhoch" an; im übrigen neigen die Frauen aber schon mehr nach „untermittelhoch" hin (27,0%).

Verglichen mit den Körperhöhen der Männer anderer Landschaften [14]) nehmen die Hoyerswerdaer eine verhältnismäßig niedere Stufe ein, weil bisher hauptsächlich Untersuchungsergebnisse aus Bevölkerungsgruppen mit stark nordischen oder dinarischen — d. h. großwüchsigen — Rasseneinschlägen vorliegen. Merklich kleiner sind die Keuperfranken mit durchschnittlich 165,9 cm; ganz ähnliche Höhen wie die Männer von Hoyerswerda weisen auch die Männer aus Tirol (167,3), aus dem Elbe-Weser-Mündungsgebiet (167,5) und aus dem Lechtal (167,7) auf. — Die Frauen werden in ihrer geringen Körperhöhe nur noch von den Keuperfranken (153,8) unterboten. Die nächstgrößere Gruppe sind erst die Frauen im nördlichen Allgäu mit einer Körperhöhe von 156,1 cm.

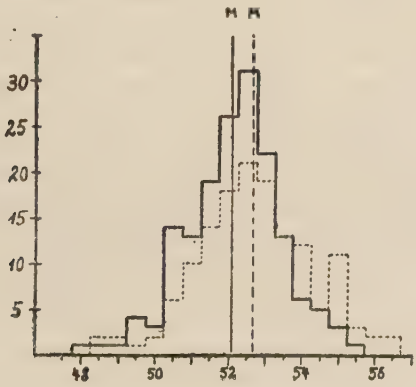
[14]) B. K. Schultz: Rassenkunde deutscher Gaue, München 1935.

Sitzhöhe in Prozenten der Körperhöhe.

Eine Darstellung, welche nur die Verteilung der absoluten Sitzhöhe in einer Bevölkerung vermittelt, würde ein ungenügendes Bild vom tatsächlichen Vorkommen eines antrhopologisch ziemlich wichtigen Unterscheidungsmermales abgeben. Eine größere Bedeutung gewinnen die beobachteten Zahlenwerte est, wenn man sie zur Körperhöhe in Beziehung setzt. Die große Schwankungsbreite verringert sich dadurch und die Verteilungskurven verlaufen bei beiden Geschlechtern regelmäßiger.

In Prozenten der Körperhöhe ausgedrückt, bewegt sich die Sitzhöhe bei den Männern um den Mittelwert $52{,}2 \pm 0{,}10\,\%$. Die Männer sind damit deutlich mesatiskel. Der Gruppe der Mesatiskelen gehören mehr als 60% aller untersuchten Männer an. Bei den Frauen ist der Mittelwert um ein weniges nach oben verschoben; doch liegt der Durchschnittswert noch innerhalb der Grenzen, durch die sich Männer und Frauen ganz allgemein hinsichtlich ihrer Stammlänge nach der Einteilung von Giuffrida Ruggeri unterscheiden; denn die Frauen neigen allgemein zu etwas längerem Rumpf und kürzeren Gliedmaßen. Die mittlere Sitzhöhe der Frauen stellt mit $52{,}7 \pm 0{,}13\,\%$ ebenfalls einen Wert der Gruppe der Mesatiskelen dar, dem 45,4% aller untersuchten Frauen angehören; doch folgt schon in verhältnismäßig geringem Abstand die Gruppe der Makroskelen mit 38,4% der Untersuchten.

Giuffrida Ruggeri	Männer	%	Frauen	%
makroskel	x—51,0	22,6	x—52,0	38,4
mesatiskel	51,1—53,0	60,1	52,1—54,0	45,5
brachyskel	53,1—x	17,1	54,1—x	16,1



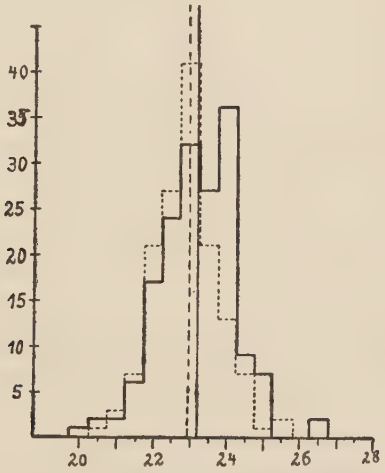
Die geringfügige Unterbrechung im regelmäßigen Verlauf der Verteilungskurve ist wohl eine Zufallserscheinung, der keine besondere Bedeutung zuzumessen ist.

Mit dem durchschnittlichen Mittelwert von 52,2 ± 0,10% der Körperhöhe lassen sich die Männer einordnen zwischen den Bevölkerungsgruppen vom Bregenzer Wald, Fehmarn, Allgäu-Nord und Rosenheim-L. (je 51,9%) einerseits und der Pfalz (52,5% der K.H.) andererseits. Die Stammlänge der Frauen aus Hoyerswerda-L. entspricht mit dem Mittelwert von M = 52,7 ± 0,13 genau derjenigen der Frauen von Fehmarn und liegt zwischen denen von Allgäu-N (52,6%) und denen von Rosenheim-L. (52,8%). Die Unterschiede der Mittelwerte sind sehr gering und bewegen sich bei den Männern für alle 24 bekannten Vergleichsgruppen Mitteleuropas zwischen den beiden Grenzen 51,4 (Süderdithmarschen) und 53,1 (Norwegen), bei den Frauen nur zwischen 52,1 (Mittelfranken) und 52,8 (Rosenheim-L.).

Schulterbreite in Prozenten der Körperhöhe.

Die Männer sind im Verhältnis zur Körperhöhe breitschultriger als die Frauen. Wenn größere Unterschiede zwischen beiden Geschlechtern bestehen, so trägt wohl die schwere Arbeit der Männer zur kräftigeren Ausbildung des Schultergürtels bei. In Hoyerswerda-L. entspricht der geringe Unterschied von 0,29% dem allgemeinen geschlechtlichen Unterschied. Bei den zum Vergleich herangezogenen Bevölkerungsgruppen schwankt die Differenz zwischen den beiden Geschlechtern meist zwischen 0,5 und 1,0% und weist bei den Keuperfranken (1,1%) die größte Verschiedenheit auf. In Hoyerswerda bewegen sich alle ermittelten Werte der Männer zwischen den Grenzen 20,0 und 26,5%. Der Mittelwert liegt bei 23,2 ± 0,08 und kennzeichnet die Gruppe damit als mittelbreit. 50% aller beobachteten Personen gehören dieser Klasse an, jedoch besteht eine deutliche Neigung zur Breitschultrigkeit, denn 32,7% sind ausgesprochen breitschultrig (Schulterbreite mehr als 24% der K.H.). — Bei den Frauen bewegt sich das Maß für die Schulterbreite zwischen den Grenzen 20,5 und 25,5 Prozent der K.H.. Der Mittelwert liegt bei 22,9 ± 0,7% der K.H.. Sie sind also ebenfalls mittelbreit, doch fehlt bei ihnen die Neigung zur Breitenausbildung. 69,4% gehören der mittelbreiten Klasse an und nur 15,9% der breiten.

nach Weninger	Männer	%	Frauen	%
schmal	x—19,1	—	—	
Neigung zu schmal	19,2—20,4	0,7	—	
mittelbreit	20,5—23,4	50,3	69,4	
Neigung zu breit	23,5—23,9	16,3	14,5	
breit	24,0—x	32,7	15,9	

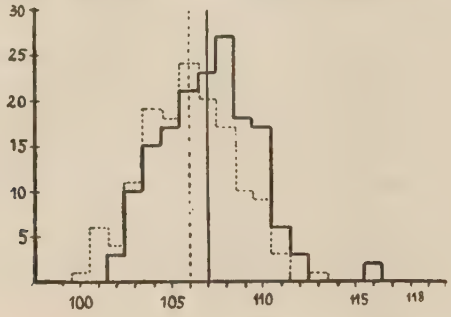


Die geringe Schulterbreite der Hoyerswerdaer Männer wird von allen bekannten Bevölkerungsgruppen nur durch die Untersuchungsergebnisse aus Island (22,6%), Norwegen (22,3%), Schweden (22,8%), Dänemark (22,9%) und als einziger deutscher Gruppe der Pfalz (22,9%) unterboten; Dithmarschen und Rosenheim-Land haben dieselben Werte; alle übrigen sind breiter. — Die Frauen haben ebenfalls nach Norwegen (22,1%) und Rosenheim-Land (22,8%) gleichzeitig mit denen von Fehmarn und Süderdithmarschen (22,9%) die geringste Schulterbreite.

Spannweite in Prozenten der Körperhöhe.

Ein Maß, das vielleicht mehr als die übrigen durch die Umwelt, durch die berufliche Tätigkeit beeinflußt wird, ist die Spannweite der Arme; ist sie doch nicht nur durch die Armlängen, sondern auch durch die Schulterbreite bedingt. Bessere Vergleichsmöglichkeiten bieten sich auch hier wieder erst dann, wenn nicht die absolute, sondern die relative Spannweite betrachtet wird. Sie beträgt bei den Männern im Mittelwert 107,1 ± 0,2% der K.H. und bei den Frauen 106,0 ± 0,2%. Der Vergleich mit anderen Gruppen zeigt für Hoyerswerda einen

äußerst geringen Unterschied der Spannweiten bei den beiden Geschlechtern. Die größten bekannten Spannweiten mitteleuropäischer Bevölkerungen ließen sich in Mittelfranken (107,7%) an den Keuperfranken (107,7%) und im Nordallgäu (107,2%) beobachten. Dann folgen die Männer aus Hoyerswerda gleichzeitig mit denen aus

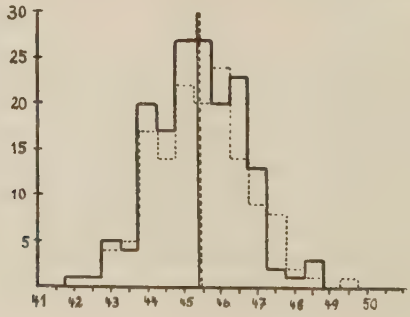


Rosenheim-L. mit einem Mittelwert von 107,1%, dann erst folgen die übrigen bis hinab zu denen von Süderdithmarschen (106,1) und Norwegen (193,8). — Die Hoyerswerdaer Frauen stehen mit einer Spannweite von 106,0% der K.H. an erster Stelle und werden nur von den Frauen aus Mittelfranken mit einer mittleren Spannweite von 105,9% der K.H. nahezu erreicht.

Es ergibt sich aus diesen Zahlen, daß die Hoyerswerdaer Bevölkerung bei verhältnismäßig geringer Schulterbreite eine überdurchschnittlich große Armlänge aufweist.

Armlänge in Prozenten der Körperhöhe .

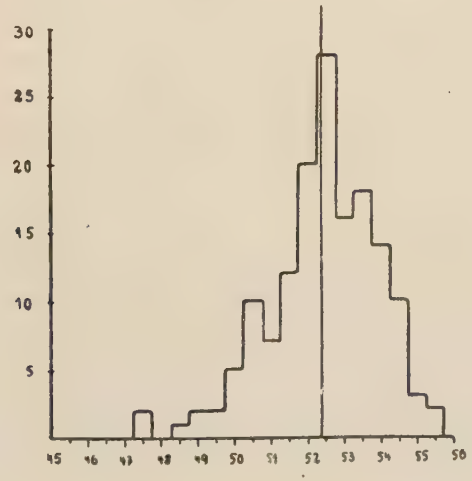
Die Armlänge schwankt zwischen 42 und 48,5% der K.H. Der errechnete Mittelwert ist 45,4 ± 0,09. Bei den Frauen ist die Schwankungsbreite etwas größer. Die Grenzen sind bei 42 und 49,5%. Der



Mittelwert gleicht dem der Männer mit 45,4 ± 0,10. Vergleichszahlen liegen nur aus dem südlichen Allgäu vor. Wenn B. K. Schultz die Allgäuer Männer mit einem Mittelwert von 40,0 ± 0,07% schon als verhältnismäßig langarmig bezeichnet, dann ist das bei den Bewohnern Hoyerswerdas noch in weit größerem Maße der Fall. Die Arme sind lang und kräftig entwickelt, ohne eine besondere Fettanlagerung.

Beinlänge in Prozenten der Körperhöhe.

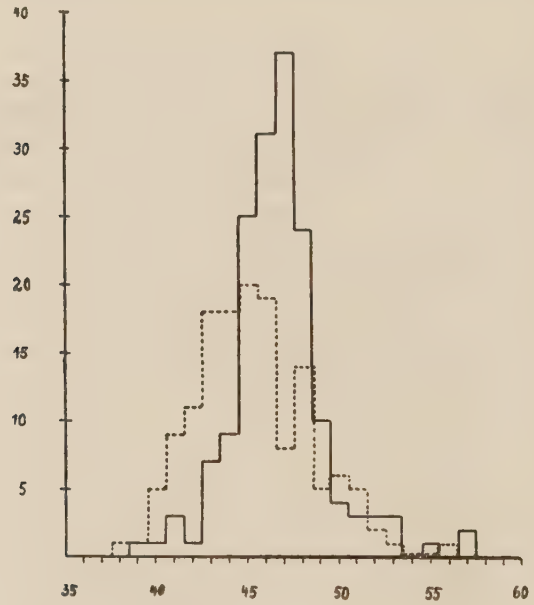
Dem Maß der Beinlänge kann nicht die gleiche Zuverlässigkeit zukommen wie den übrigen, weil es oftmals schwierig war, selbst durch dünne Sommerkleidung den Meßpunkt des Trochanterion genau festzustellen. Entspricht auch die Höhe dieses Punktes über dem Boden nicht genau der wahren Beinlänge, weil der Gelenkkopf höher liegt, so ergeben sich aus diesem Maß doch wertvolle Möglichkeiten zu Vergleichen mit der gesamten Körperhöhe, mit der Sitzgröße und ferner noch als Verhältnis der Rumpflänge zur Länge der Extremitäten. Mit ausreichender Genauigkeit war das Maß nur bei den Männern zu nehmen. Bei den Frauen ist diese Messung unterblieben.



Handindex.

Oftmals, besonders häufig bei Frauen, waren die Finger gekrümmt, sodaß sich die Länge der Finger nur mit Mühe feststellen ließ. — Vermutlich kann dauernde schwere Arbeit die Größenver-

hältnisse der Hand in geringem Maße beeinflussen. Wenn man eine solche Veränderung annimmt, wird man überrascht sein, in Hoyerswerda nicht gedrungene, breite, sondern vorwiegend schlanke Hände zu finden. In keinem Falle ließ sich eine Neigung zur Anlage von Fettpolstern beobachten. — Der Handindex — die Breite in Pro-



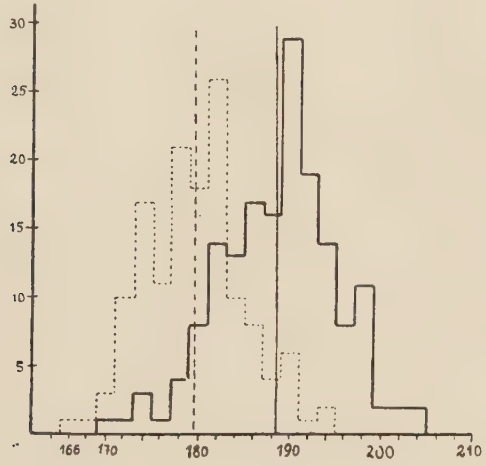
zenten der Länge ausgedrückt — schwankt bei den Männern innerhalb der Grenzen 39 und 57 und bildet den Mittelwert 46,7 ± 0,20. Die Frauen hatten bei einer Schwankung ihres Indexes zwischen 38 und 56 mit einem Mittelwert von 45,2 ± 0,26 noch etwas schmalere Hände. Beim Betrachten der Häufigkeitskurven fällt die außergewöhnliche Geschlossenheit und Gleichmäßigkeit bei den Männern auf. Weitaus die meisten aller beobachteten Fälle verteilen sich nur auf die vier Größenklassen um den Mittelwert. Die Kurve der Frauen zeigt nicht diese Geschlossenheit.

Größte Kopflänge.

Grenzwerte der größten Länge sind 170 und 204 mm bei den Männern; der Mittelwert ist 188,7 ± 0,48 mm. Der Durchschnitt der Bevölkerung ist also mittellang. In diese Klasse gehören 36,3% der

Beobachteten, während 49,0% beträchtliche Länge zeigen. Die Verteilungskurve zeigt einen deutlichen Gipfel bei 190 mm und fällt dann, abgesehen von einer neuerlichen geringen Erhebung bei 198 mm ziemlich gleichmäßig ab. — Der Mittelwert der Frauen liegt bei 179,8 ± 0,45 mm; sie sind also mittellangköpfig.

nach Scheidt	Männer	%	Frauen	%
kurz	x—181	10,9	x—177	29,8
mittellang	182—189	36,3	178—185	55,5
lang	190—199	49,0	186—195	14,5
sehr lang	200—x	3,6	196—x	—



Unter den Vergleichsgruppen erscheinen die Hoyerswerdaer Männer nach den Keuperfranken (186,9), Miesbachern (187,3) und denen von Rosenheim-L. (188,2) als Gruppe mit geringer Kopflänge vor den übrigen, deren durchschnittliche Länge zwischen 189 und 197,3 mm liegt. An ähnlich zurückgesetzter Stelle finden wir die Hoyerswerdaer Frauen unter den übrigen Vergleichsgruppen. Keuperfranken (177), Allgäu-S (179), Miesbach (178,2) haben nur noch etwas geringere Kopflängen.

Kopflänge in Prozenten der Körperhöhe.

Drückt man die Größte Kopflänge in Prozenten der Körperhöhe aus, so treten zahlenmäßige Unterschiede erst in den Dezimalstellen

auf. Die größte Differenz unter allen bekannten vergleichbaren Gruppen bilden die Bevölkerungen von Rosenheim-L. mit der Verhältniszahl 11,1 und Allgäu-N. mit 11,5. Dazwischen liegt Hoyerswerda mit dem Mittelwert 11,3 ± 0,04 auf gleicher Stufe mit Süderdithmarschen und dem Lechtal. — Bei den Frauen stehen nach denen von Fehmarn mit 11,8 die von Hoyerswerda mit denen aus Hessen mit einem Mittelwert von 11,7 ± 0,09 an der Spitze.

Während die Männer durchschnittlich eine größere Größte Kopflänge haben als die Frauen, ist bei der relativen Kopflänge das entsprechende Verhältnis umgekehrt. Relativ haben die Frauen längere Köpfe. Dieser Sonderfall wird durch die allgemeinen Wuchsformen der Frauen in Hoyerswerda geschaffen, die bereits erwähnt worden sind.

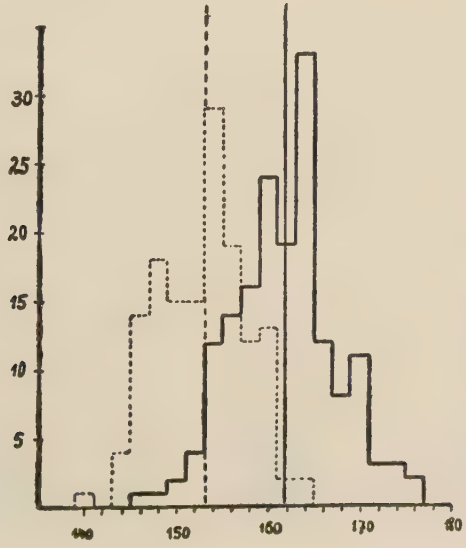
Größte Kopfbreite.

Die Größte Kopfbreite kann auch bei verhältnismäßig kleinen und kurzen Köpfen recht beträchtlich sein. Bei den Hoyerswerdaer Männern schwankt sie zwischen 146 und 176 mm und bei den Frauen zwischen 140 und 164. Der Mittelwert liegt im ersten Falle

bei 161,7 ± 0,43 und bei den Frauen beträgt er 152,8 ± 0,38 mm. Der Vergleich mit anderen Gruppen zeigt, daß diese große Kopfbreite der Männer nur noch von den Männern aus Fehmarn um einen ganz geringen Betrag überschritten wird (161,8). B. K. Schultz hat dafür den Einschlag der ostbaltischen Rasse verantwortlich gemacht. — Safienthal mit 161,0, Finkenwärder mit 160,1, Elbewesermündung mit 159,8 und Süderdithmarschen mit 159,6 mm sind Gebiete nächst geringerer Kopfbreite. Im Bodenseegebiet findet sie mit 155,0 mm ihre geringste Ausbildung unter allen deutschen Gruppen.

Noch mehr an Bedeutung könnte dieses Maß m. E. gewinnen, wenn darin die Lage der beiden Meßpunkte (eurya) zum Ausdruck gebracht werden könnte. Bei den Messungen der Frauenköpfe in Hoyerswerda konnte ich beobachten, daß sich die Eurya nicht wie meist in der Gegend der Schläfenbeine, sondern höher hinten auf den Scheitelbeinen befanden.

Die etwas über dem Durchschnitt liegende Differenz zwischen den Geschlechtern mag in diesem Fall durch die Wachstumsbeeinflussung durch Einengung des Kopfes durch die mehrfach schon erwähnten Kappen etwas stärker betont sein. Dadurch erscheinen beim Vergleich der Größenstufen anderer Gruppen die Hoyerswerdaer Frauen relativ schmalköpfiger als die Männer. Sie stehen in der Vergleichsordnung hinter den Safientalerinnen (156), Fehmarn (155,3), Finkenwärder (155,3) mit den Süderdithmarscherinnen an der neunten Stelle.



Der Mittelwert von 161,7 ± 0,43 weist die Männer deutlich als breitköpfig aus. Nahezu 70% aller beobachteten Fälle gehören dieser Größenklasse an und nur 29% sind mittelbreit. Die Frauen sind mit 152,8 ± 0,38 mm gleichfalls breitköpfig, gehören aber doch bereits zu 45,8% der Klasse der Mittelbreitköpfigen an.

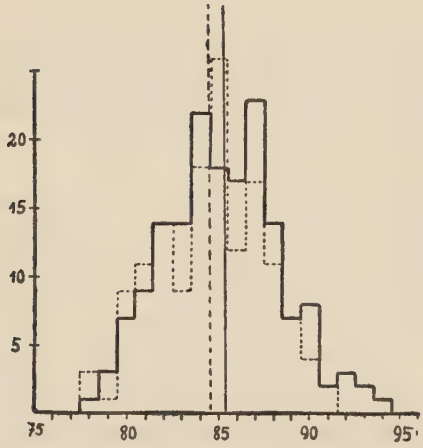
nach Scheidt	Männer	%	Frauen	%
sehr schmal	x—138	—	x—132	—
schmal	139—149	1,2	133—143	0,7
mittelbreit	150—158	29,0	144—152	45,8
breit	159—x	69,6	153—x	53,4

Die Verteilungskurven von Männern und Frauen sind um ein beträchtliches Stück gegeneinander verschoben. Bei den Männern ist ein häufiges Auftreten einer Breite von 160 mm zu beobachten; bei 164 mm jedoch liegt erst der eigentliche Gipfel der Kurve.

Längenbreitenindex des Kopfes.

In einem merkwürdigen Gegensatz zu allen bisherigen Beobachtungen steht die Tatsache, daß die Hoyerswerdaer Frauen einen geringeren Kopfindex haben als die Männer, damit also im Durchschnitt minder kurzköpfig sind als diese. Der Kopfindex schwankt zwischen 78 und 84 bei den Männern und zwischen 78 und 91 bei den Frauen. Mit einem Mittelwert der Männer von 85,3 ± 0,24 und dem der Frauen von 84,6 ± 0,23 sind beide Gruppen stark rundköpfig, doch besteht bei den Männern ein merklicher Zug zur Hyperbrachykephalie, die durch 47,2% aller Beobachteten vertreten ist. Bei den Frauen ist die Gruppe der Mesokephalen mit 26,3% verhältnismäßig stark vertreten.

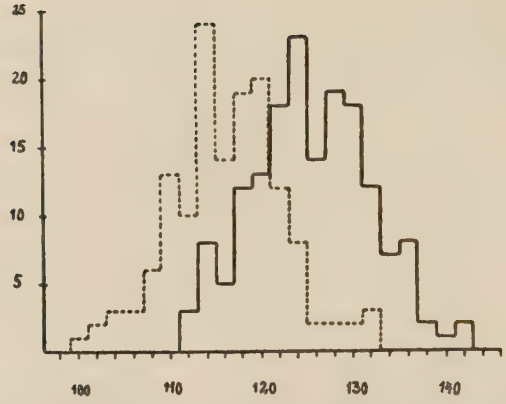
nach Scheidt	Männer	%	Frauen	%
langförmig	x—75,9	—	x—77,0	—
mittellangförmig	76,0—80,9	6,6	77,1—82,0	26,3
mäßig rundförmig	81,0—83,2	13,9	82,1—84,3	18,7
stark rundförmig	83,3—85,4	27,2	84,4—86,5	31,9
kurzförmig	85,5—90,9	47,2	86,6—92,0	22,9
kugelförmig	91,0—x	4,8	92,1—x	—



Der hohe Längenbreitenindex ist mehr auf die beträchtliche Größte Breite zurückzuführen als auf eine geringe Größte Kopflänge. Unter den Vergleichsgruppen stehen die Hoyerswerdaer mit ihrer Kurzköpfigkeit nach den Tirolern (95,8) und Mittelfranken (85,5) mit den Miesbachern gemeinsam an dritter Stelle, während die Frauen zwischen denen aus Allgäu-S. (84,5) und denen von Fehmarn (84,9) eine mittlere Stelle in der Indexabstufung einnehmen.

Ohrhöhe des Kopfes.

Zur Ermittlung des Längenhöhen- und des Breitenhöhenindexes wird die Ohrhöhe als absolutes Maß benötigt. Dem allgemeinen Unterschied der Kopfgrößen entspricht auch der durchschnittliche Unterschied der Ohrhöhen zwischen den beiden Geschlechtern. Auch diese Differenz ist in Hoyerswerda besonders groß. Bei einer Schwankung von 108 bis 142 mm bilden die Männer bei $125{,}4 \pm 0{,}5$ ihren Mittelwert, während für die Frauen der Mittelwert von $116{,}4 \pm 0{,}51$ zwischen den Grenzwerten 100 und 132 mm liegt. Die Ursache dieser ungewöhnlich großen Differenz mag wieder der Brauch sein, den Kopf der Mädchen und Frauen etwa im Gebiete des vertikalen Transversalbogens einzuengen. Beide Häufigkeitskurven sind in ihrem Aufbau und durch die Ausbildung je zweier benachbarter Gipfel einander äußerst ähnlich; nur sind sie um ein beträchtliches Stück gegeneinander verschoben.



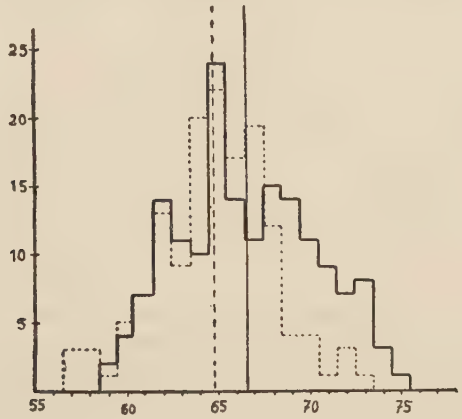
Die Ohrhöhe der Männer von Hoyerswerda entspricht genau derjenigen von Süderdithmarschen. Die Bodenseebevölkerung (126,6) und die Norweger aus Opland (125,2) weisen ähnliche Höhen auf. — Die absolut geringste Ohrhöhe der Hoyerswerdaer Frauen unter allen Vergleichsgruppen Mitteleuropas läßt schon ziemlich deutlich eine unnatürliche Entwicklung des Kopfes vermuten. Am nächsten kommen den Frauen aus Hoyerswerda in Bezug auf die Ohrhöhe die Frauen aus dem Großen Walsertal (117 mm) ,vom Schleigebiet (118), aus dem Allgäu (119) und die aus Süderdithmarschen.

Längenhöhenindex des Kopfes.

Eine Vorstellung von der Höhe oder der Flachheit des Gehirnschädels vermittelt der Längenhöhenindex. — Die Ohrhöhe des Kopfes in Prozenten der Größten Kopflänge ausgedrückt, ist somit ein recht wichtiges anthropologisches Unterscheidungsmerkmal. Der Unterschied zwischen den Geschlechtern erreicht bei den Keuperfranken mit 3,6 den größten Wert. In Hoyerswerda zeigen die Männer mit $66{,}6 \pm 0{,}29$ einen höheren Index als die Frauen mit $64{,}8 \pm 0{,}26$. Der Grund hierfür wird auch hier wieder die erwähnte Kopfeinschnürung sein, die das Höhen- und Breitenwachstum erschwert, sodaß der Kopf sich hauptsächlich in der Längsausdehnung entwickelt. Die Mittelwerte beider Geschlechter in Hoyerswerda ordnen die Bevöl-

nach Scheidt	Männer	%	Frauen	%
chamaekephal	x—57,9	—	x—58,5	4,1
orthokephal	58,0—62,9	16,3	58,6—63,5	24,3
hypsikephal	63,0—67,9	42,4	63,6—68,5	62,5
stark hypsikephal	68,0—x	41,2	68,6—x	9,0

kerung in die Klasse der Hypsikephalen, zu der von den Männern 42,4% und von den Frauen 62,5% gehören. Während bei den Männern 41,2% stark hypsikephal sind, neigt die Gruppe der Frauen zur Orthokephalie, da auf diese Gruppe 24,3% entfallen. — Mit dem

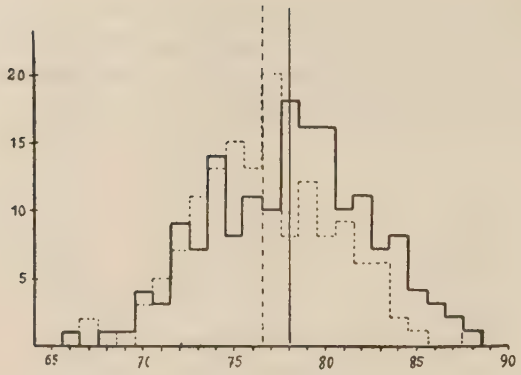


vorgenannten Durchschnittswert ordnen sich die Männer in die Reihe der Vergleichsgruppen zwischen den Lechtalern (66,5) und denen von Fehmarn (66,8) ein. Die Frauen stehen mit denen vom Walsertal zwischen denen aus Schwansen und dem Schleigebiet (64,1) einerseits und denen aus Mittelfranken (65,7) andererseits.

Breitenhöhenindex.

Bei verhältnismäßig großen Ohrhöhen und überdurchschnittlich großen Breiten der Köpfe sind die Breitenhöhenindizes verhältnismäßig gering. Klare und größere Unterschiede zwischen den Geschlechtern sind bei diesem Index nicht zu erwarten. In Wahrheit liegen auch bei allen anderen Vergleichsgruppen die Mittelwerte der Frauen teils über, teils unter denen der Männer. Hoyerswerda macht auch hierin wieder eine Ausnahme. Die mehrmals erwähnte Wachstumsbehinderung hat auch die Höhenentwicklung des weiblichen Kop-

nach Scheidt	Männer	%	Frauen	%
stark breitförmig	x—74,9	24,2	x—73,9	20,8
mäßig breitförmig	75,0—79,9	38,1	74,0—78,9	47,9
mittelbreitförmig	80,0—84,9	31,5	79,0—83,9	28,4
schmalförmig	85,0—x	6,0	84,0—x	2,7



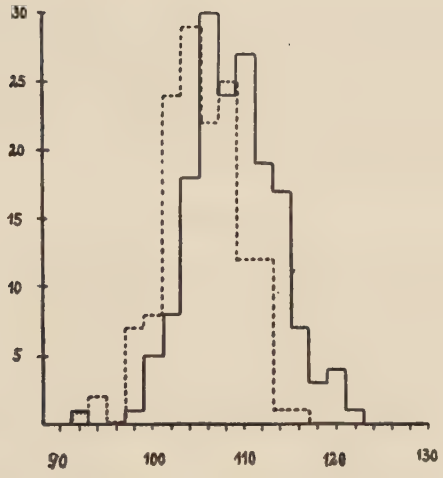
fes gehemmt, so daß die Frauen im einzelnen wie im Mittelwert einen geringeren Index aufweisen als die Männer.

Der Breitenhöhenindex schwankt bei den Männern zwischen den Werten 66 und 88. Der Mittelwert beträgt 78,0 ± 0,33 und kennzeichnet die Gruppe der Männer als mäßig breitförmig. Während die Schwankungsbreite der Höhenindizes der Frauen sich mit der Schwankungsbreite der Männer deckt, sind jedoch die Merkmalsklassen oberhalb des Mittelwertes geringer besetzt. Mit einem Mittelwert von 76,5 ± 0,32 sind die Frauen ebenfalls mäßig breitförmig.

In der Gesamtordnung der Vergleichsgruppen nehmen die Männer eine mittlere Stelle ein. Mit dem Durchschnittsindex von 78,0 sind sie etwas schmalförmiger als die vom Schleigebiet (77,4) und etwas breiter als die vom Walsertal (78,2). Ziemlich weit unten in der Gesamtordnung der Vergleichsgruppen stehen die Frauen. Mit 76,6 stehen sie um ein geringes höher als Mittelfranken (75,9). Safiental (76,0) und etwas unter den Frauen vom Großen Walsertal (77,6).

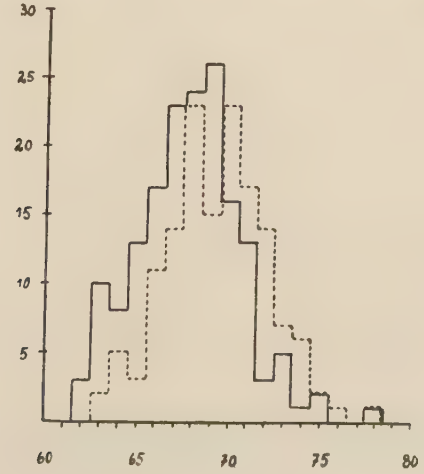
Kleinste Stirnbreite.

In Hoyerswerda schwankt die Breite der Stirn zwischen 92 und 122 mm bei den Männern und zwischen 92 und 116 mm bei den Frauen. Mittelwerte sind 107,2 ± 0,36 und 106,8 ± 0,33. Bemerkenswert ist der geringe Unterschied zwischen den Geschlechtern. Obgleich die Frauen den absolut kleineren Kopf haben, ist doch deren Stirnbreite nur wenig kleiner als die der Männer.



Frontoparietalindex.

Für die weitere Beschreibung der Kopfform mag noch ein Größenverhältnis wichtig sein, das allerdings bisher nur sehr selten berechnet worden ist: das Verhältnis der Kleinsten Stirnbreite zur Größten Kopfbreite. Dieser Index vermag auszudrücken, wie stark sich der Kopf in der Scheitelansicht nach vorn verjüngt, ohne Rücksicht darauf, ob sich die Stelle der größten Breite mehr vorn oder hinten befindet. — Die Indexzahlen schwanken bei den Männern zwischen



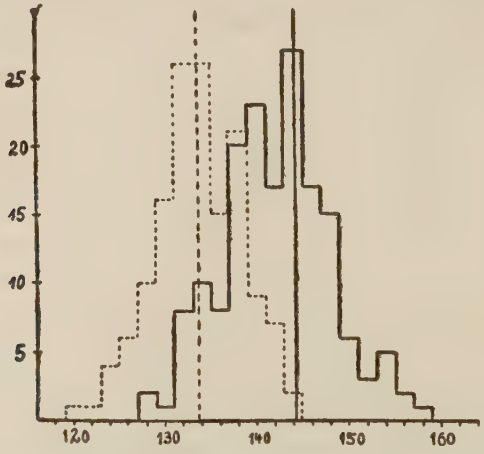
62 und 78. Der Mittelwert ist 69,4 ± 0,23. Die Häufigkeitskurven zeigen beide einen regelmäßigen Aufbau, der im Bereich der Mittelwerte auch die größten Häufigkeiten aufweist. Die Frauen bilden in unmittelbarer Nähe des Mittelwertes zwei gleichhohe Gipfel aus, die durch einen tiefen Einschnitt getrennt sind. Indexzahlen aus anderen Bevölkerungsgruppen sind leider nicht bekannt.

Jochbogenbreite.

Bei der Abnahme des Maßes der Jochbogenbreite wird man nicht nur auf das Maß achten, sondern auch darauf, ob die Meßpunkte mehr in Ohrnähe oder weiter nach vorn liegen, wie bei manchen Vertretern der ostbaltischen Rasse. Bei den Hoyerswerdaern befindet sich die Stelle des größten äußeren Abstandes der Jochbögen von-

nach Scheidt	Männer	%	Frauen	%
schmal	x—133	6,6	x—125	4,1
mittelbreit	134—141	36,9	126—133	40,2
breit	142—150	47,8	134—142	54,1
sehr breit	151—x	8,4	143—x	1,3

einander ziemlich weit zurück in Ohrnähe. In Hoyerswerda ist der Unterschied zwischen den Geschlechtern bei der Jochbogenbreite größer als die durchschnittliche Geschlechtsdifferenz dieses Maßes.



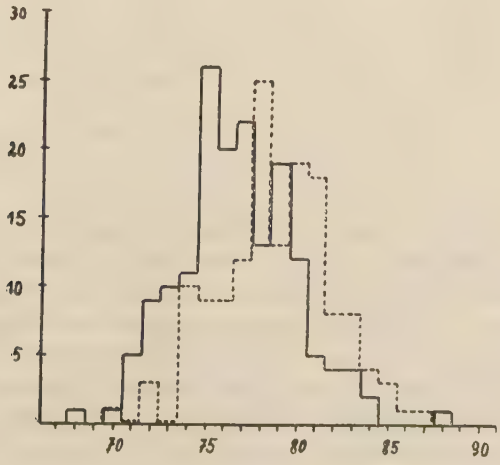
Bei den Männern schwanken die absoluten Maße zwischen 128 und 158 mm und ergeben einen Mittelwert von 142,1 ± 0,45 mm.

Das Gesicht ist damit im Durchschnitt als breit zu bezeichnen. Neben 47,8% breitgesichtigen Männern stehen aber immerhin noch 37% mit mittelbreiten Gesichtern. Eine noch größere Neigung zu einer mittelbreiten Ausprägung der Jochbögen zeigen die Frauen. Über 40% von ihnen sind mittelbreit und 54% breit. Der berechnete Mittelwert von 133,7 ± 0,39 fällt aber bereits in die Klasse der breiten Jochbögen.

Beide Häufigkeitskurven zeigen in der Nähe des Mittelwertes deutliche Gipfelpunkte. Bei den Männern treten jedoch die Breiten um 140 mm und bei den Frauen die Breiten um 138 mm nochmals auffallend gehäuft auf. Unter den Vergleichsgruppen ordnen sich die Männer zwischen denen von Allgäu-S. (142,0 mm) und denen von Süderdithmarschen (142,6 mm) ein. Die Frauen stehen zwischen denen von Rosenheim-L. (133,2 mm) und denen aus Allgäu-S. (134,0 mm). Männer und Frauen nehmen unter den Vergleichsgruppen eine mittlere Stellung ein.

Jugofrontalindex.

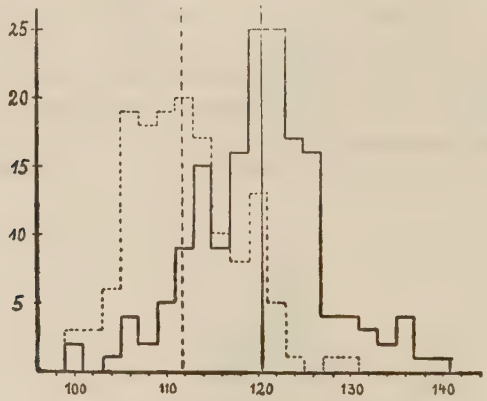
Die Frauen mit ihrer relativ breiteren Stirn weisen auch in diesem Falle wieder einen etwas höheren Index auf. Die Mittelwerte betragen bei den Männern 76,6 ± 0,24 und bei den Frauen 78,8 ± 0,26; die Schwankungen bei den Geschlechtern erreichen die Grenzen 68 und 88 bei den Männern und 70 und 87 bei den Frauen. Vergleichszahlen anderer Bevölkerungsgruppen liegen auch hier leider nicht vor.



Wie allgemein von einem absoluten Maß zu erwarten ist, sind die Schwankungsbreiten bei beiden Geschlechtern und die Differenzen in der Größenverteilung zwischen ihnen recht beträchtlich.

nach Scheidt	Männer	%	Frauen	%
kurz	x—117	28,4	x—108	34,0
mittellang	118—126	60,0	109—117	45,8
lang	127—135	10,3	118—126	18,7
sehr lang	136—x	1,2	127—x	1,3

Der Mittelwert der Männer beträgt $120{,}2 \pm 0{,}54$ und derjenige der Frauen $111{,}9 \pm 0{,}46$. Die Gesichtshöhe ist bei beiden Geschlechtern als mittellang zu bezeichnen. 60% der Männer und 45,8% der Frauen gehören dieser Größenklasse an, und bei beiden macht sich eine Neigung zur Kurzgesichtigkeit bemerkbar.

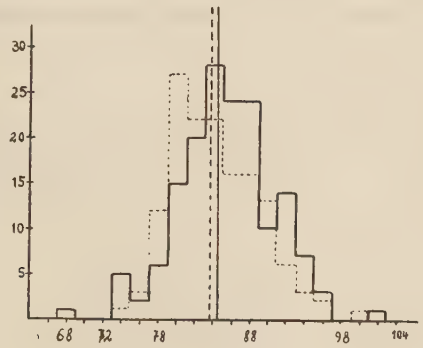


Bei einer Schwankung von 100 bis 140 mm ist der Aufbau der männlichen Verteilungskurve im ersten Teile ziemlich unregelmäßig, doch sind die Größenklassen in der Nähe des Mittelwertes am häufigsten vertreten. In der wiederum geschlosseneren Häufigkeitsdarstellung der Frauen fehlt ein deutlicher Gipfelpunkt. Zwischen den Grenzwerten 100 und 130 mm finden sich die größten Häufigkeiten in der Nähe des Mittelwertes und in den nächstniederen Stufen. Im Gegensatz zu dem schnellen Anstieg fällt die Kurve langsamer ab.

Wenn man von den Untersuchungsergebnissen der Keuperfranken absieht, die mit 112,8 mm eine unwahrscheinlich kleine Gesichtshöhe aufweisen, zeigen die Hoyerswerdaer Männer die geringste bekannt gewordene Morphologische Gesichtshöhe aller deutschen Vergleichsgruppen. Süderdithmarschen mit 120,9 stellt danach die nächsthöhere Höhe dar. In Rosenheim-L. beträgt sie 144,4 mm. — Die Frauen nehmen zwischen Fehmarn (111,3), Miesbach (111,7) und den katholischen Hessen (112,0) unter allen Gruppen etwa eine Mittelstellung ein.

Morphologischer Gesichtsindex.

Um die Gesichtsform zahlenmäßig erfassen zu können, drückt man die Morphologische Gesichtshöhe in Prozenten der Jochbogenbreite aus. Je höher der Index ist, umso langförmiger ist das Gesicht. Bei den stark nordrassischen Schweden ist der Index im Mittel 93,14. Die Frauen weisen allgemein einen niedrigeren Index, also rundere Gesichter auf.



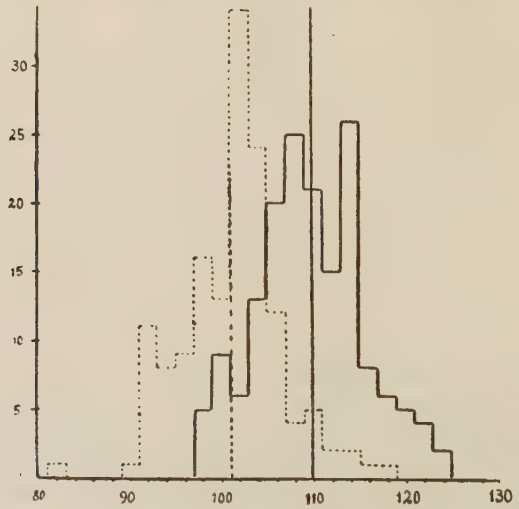
Der morphologische Gesichtsindex schwankt bei den Hoyerswerdaer Männern zwischen 67 und 101, bei den Frauen zwischen 74 und 99. Die Mittelwerte sind $84{,}6 \pm 0{,}41$ und $83{,}8 \pm 0{,}39$. Die Differenz zwischen den Geschlechtern ist in diesem Falle auffallend gering; beide sind nach ihrem Mittelwert als mesoprosop zu bezeichnen, und zwar gehören 31,5% der Männer und 30,5% der Frauen in diese Gruppe. Annähernd gleich häufig vertreten ist die nächstniedere, euryprosope Indexgruppe mit 31,5% der Männer und 27,0% der Frauen.

nach Martin-Garson	Männer	%	Frauen	%
hypereuryprosop	x—77,9	11,5	x—76,9	2,7
euryprosop	78,0—83,9	31,5	77,0—80,9	27,0
mesoprosop	84,0—87,9	31,5	81,0—84,9	30,5
leptoprosop	88,0—92,9	18,7	85,0—89,9	25,6
hyperleptoprosop	93,0—x	6,6	90,0—x	13,8

Nach den Keuperfranken (80,7) und den Fehmarnern (84,1) zeigen die Hoyerswerdaer mit 84,6 den kleinsten Index; dann folgt Süderdithmarschen mit 84,8, schließlich Rosenheim-L. mit 88,4 und Safiental als höchste mit 93,3. Die Frauen nehmen in der Gesamtordnung zwischen denen von Miesbach (83,3) und denen vom Schleigebiet (83,7) etwa eine Mittelstellung ein.

Unterkieferwinkelbreite.

In Hoyerswerda beträgt der Mittelwert für Männer 109,7 ± 0,40 mm und für Frauen 101,2 ± 0,44 mm. Damit ist der Unterkiefer im Durchschnitt bei beiden Geschlechtern als breit gekennzeichnet. Entsprechend



den abgerundeteren Formen bei Frauen beträgt der Unterschied zwischen den Geschlechtern bei den bekannten Vergleichsgruppen Mittel-

europas 6—9 mm. Eine Gruppeneinteilung für Frauen ist noch nicht vorgeschlagen.

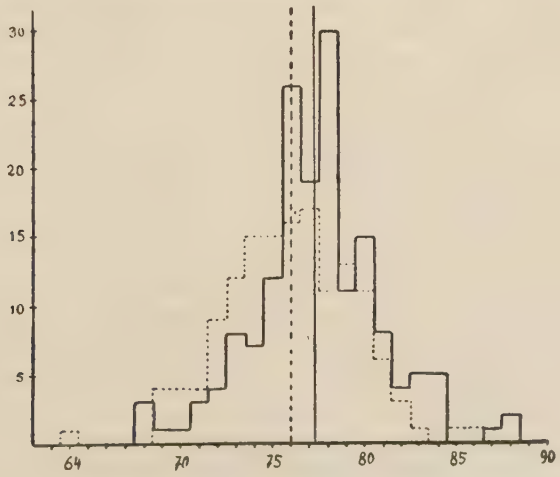
nach Lebzelter	Männer	%
sehr schmal	x— 92	—
schmal	93— 98	3,0
mäßig breit	99—104	16,9
breit	105—110	40,0
sehr breit	111—x	40,0

Unter den Vergleichsgruppen steht die Unterkieferwinkelbreite der Hoyerswerdaer nach Fehmarn (111,5), Hessen (111,0) und dem Allgäu (110,0—110,7) gleichzeitig mit dem Schleigebiet (ebenfalls 109,7) ziemlich hoch in der Größenordnung. Die Frauen dagegen nähern sich zwischen denen von Rosenheim-L. (100,7) und Süderdithmarschen (101,8) merklich dem unteren Extrem (Norwegen mit 101,3).

Jugomandibularindex.

Der Jugomandibularindex gibt einen zahlenmäßigen Ausdruck für die Verjüngung des Gesichts nach unten.

Höhere Indizes, die in Hoyerswerda meist durch breitere Unterkiefer, seltener durch schmälere Jochbögen bedingt sind, deuten hier — übereinstimmend mit den anderen Merkmalen — mehr auf nordisch-fälische Einschläge hin als auf ostische.



Bei den Männern sind die Klassen um den Mittelwert stark besetzt. Eine noch größere Geschlossenheit zeigt der Kurvenverlauf für die Hoyerswerdaer Frauen: Hier vermißt man einen deutlich hervorragenden Gipfel. Die mittleren Indexwerte sind alle annähernd gleich häufig vertreten.

Die Frauen, die sich auch hier wieder durch feinere Kieferbildung vor den Männern auszeichnen, weisen einen niedrigeren Index auf. Bei den Männern liegen die Extreme bei 68 und 88; bei den Frauen sind die entsprechenden Grenzwerte 62 und 86. Der errechnete Mittelwert der Männer von 77,4 ± 0,27 weist auf mittelbreite Formen hin. Auf die Klasse der mittelbreiten Formen entfallen 59,3% aller beobachteten Fälle; 14,5% sind schmal und 22,4% sind als breit zu bezeichnen. Ganz ähnlich liegen die Verhältnisse bei den Frauen. Bei ihnen beträgt der Mittelwert 75,9 ± 0,29. Damit weist sich auch die weibliche Gesichtsform im Durchschnitt ebenfalls als mittelbreit aus.

nach Lundborg, Linders-Saller	Männer	%	Frauen	%
sehr schmal	x—69,4	1,8	x—67,9	0,6
schmal	69,5—74,9	14,5	68,0—72,9	14,5
mittel	75,0—79,9	59,3	73,0—77,9	52,0
breit	80,0—84,9	22,4	78,0—82,9	30,5
sehr breit	85,0—x	1,8	83,0—x	2,0

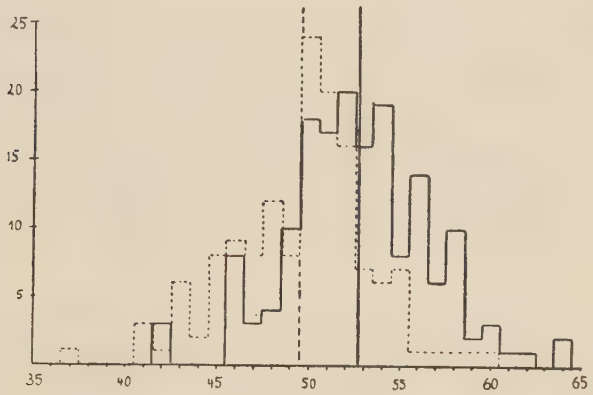
Mittlere Werte des Jugomandibularindexes in der Hoyerwerdaer Bevölkerung weisen am ehesten auf einen deutlich sichtbaren (vgl. Kopfproportionen und Nasenform) Einschlag dinarischer Rasse hin, der sich nicht so in der Breite wie vorwiegend in der Form des Unterkiefers äußert, der mehr eine sanfte, schwach geschwungene Linie zeigt als scharf betonte Winkel [15]).

Unter den Vergleichsgruppen steht der Mittelwert der Männer gleichzeitig mit den Norwegern (77,4) über denen von Rosenheim-L. (77,1) und Allgäu-S. (77,2) ziemlich hoch in der Ordnung und wird nur noch von den Hessen (78,2) und den Keuperfranken (78,3) übertroffen. Die Frauen von Hoyerswerda und die aus dem Allgäu stehen mit ihrem Index von 75,9 zwischen denen aus Süderdithmarschen (75,8), Rosenheim-L. (75,7) und den Hessen (76,0) und Keuperfranken (76,5) an der höchsten Stelle. Jedoch sind die Unterschiede allgemein gering und zeigen sich meist erst in der Dezimalstelle.

[15]) Alle Beschreibungen von Rassenmerkmalen sind aus Günther, Rassenkunde des deutschen Volkes, München 1933, übernommen.

Nasenhöhe.

Neben der Form des Nasenrückens, der Erhebung der Nasenwurzel, der Breite des Ansatzes und der Form der Nasenflügel, die sämtlich bei den Merkmalsbeschreibungen erwähnt werden sollen, bildet die Höhe der Nase ein wichtiges Merkmal. Umwelteinflüsse können dieses Merkmal nicht umgestaltet oder beeinflußt haben. Es bildet somit ein untrügliches Hilfsmittel zur Ermittlung des Anteils verschiedener Rassen in einer Bevölkerung. Geringe Nasenhöhen können als ein Zeichen ostischen und ostbaltischen Rasseneinschlags angesehen werden.



Die Häufigkeitskurven zeigen gegenüber den übrigen einen unruhigen Verlauf. Größte Häufigkeiten treten bei beiden jeweils in den Mittelklassen auf.

nach Routil	Männer	%
niedrig	x—49	16,9
mittelhoch	50—56	67,8
hoch	57—x	15,1

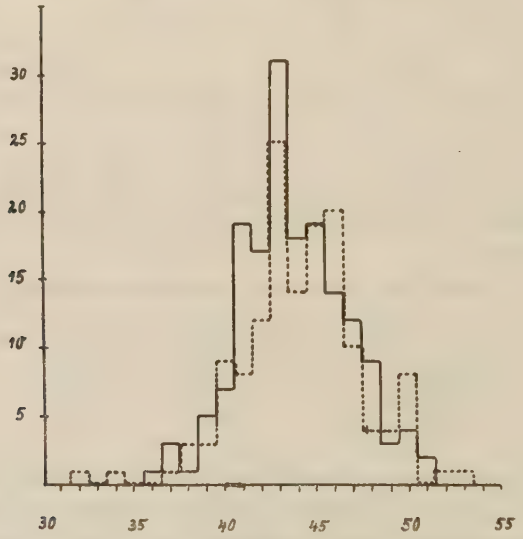
Bei einer Schwankung von 42 bis 64 mm und einem berechneten Mittelwert von 52,7 ± 0,30 mm hat der weitaus größte Teil der Hoyerswerdaer Männer eine mittelhohe Nase. Mittelhoch sind 67,8%, hoch 15,1% und niedrig nur 16,9% aller untersuchten Fälle. Die Frauen bleiben naturgemäß mit den absoluten Werten hinter den Männern zurück. Der Mittelwert ist 49,6 ± 0,31 mm.

In der Reihe der Vergleichsgruppen nehmen aber die Hoyerswerdaer Männer mit den Hessen (52,6) den letzten Platz ein. Dann folgen mit nächstgrößerer Nasenhöhe Bregenzer Wald (53,4), Rosenheim-L. (53,7) und schließlich als erste aller deutschen Gruppen Süderdithmarschen (59,3). — Nach der Nasenhöhe ordnen sich die Frauen von Hoyerswerda mit denen von Miesbach zwischen die von Allgäu (48,5) einerseits und die von Rosenheim-L. (49,7) andererseits ein.

Nasenhöhe in Prozenten der Morphologischen Gesichtshöhe.

Schon beim Nasenindex wurde darauf hingewiesen, welche Bedeutung die Nase und ihre Ausbildung für die Beurteilung der Rassenzugehörigkeit gewinnen kann. Die wichtigste Rolle spielt allerdings dabei die Form des Nasenrückens und die Ausbildung der Nasenflügel; jedoch ist auch das Größenverhältnis im Vergleich zur Gesichtshöhe ein entscheidendes Merkmal.

Während lange schmale Nasen einen Einschlag der nordischen Rasse kennzeichnen, würden Nasen mit geringer Höhe in dieser Beziehung auf ostischen Rasseneinschlag hinweisen.



Die Nasenhöhe, in Prozenten der morphologischen Gesichtshöhe ausgedrückt, ergibt bei den Männern Zahlenwerte, die sich zwischen 36 und 51 bewegen; der Mittelwert ist $43{,}8 \pm 0{,}22$. Die Frauen

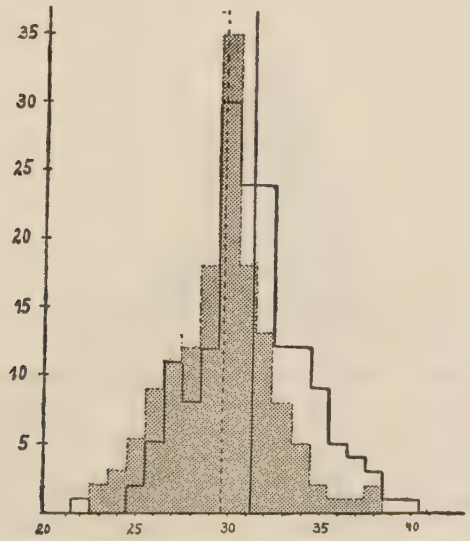
zeigen eine relativ etwas größere Höhe, und zwar im Mittel 44,1 ± 0,27 innerhalb der Grenzen 32 und 53. — Der Unterschied scheint hier rein zufällig zu sein und nicht einem grundsätzlichen Unterschied zwischen den Geschlechtern zu entsprechen, denn sowohl die allerniedrigsten wie auch die höchsten Werte finden sich bei den Frauen. Die Häufigkeitskurve zeigt bei beiden Geschlechtern ihre höchsten Gipfelpunkte dicht vor dem errechneten Mittelwert.

Nasenbreite.

Mit einer Schwankung von 22 bis 40 mm bei den Männern und 23 bis 38 mm bei den Frauen bilden die ersteren mit 31,2 ± 0,23 und die Frauen mit 29,7 ± 0,23 mm einen Mittelwert, der beide Geschlechter als durchaus schmalnasig kennzeichnet. Schmale Nasen haben 57,0% aller Männer, während 37,5% mittelbreit sind. Der Verlauf der Häufigkeitskurve ist ziemlich regelmäßig und zeigt kurz vor dem errechneten Mittelwert einen Höhepunkt.

nach Routil	Männer	%
schmal	x—31	56,9
mittelbreit	32—36	37,5
breit	37—x	5,4

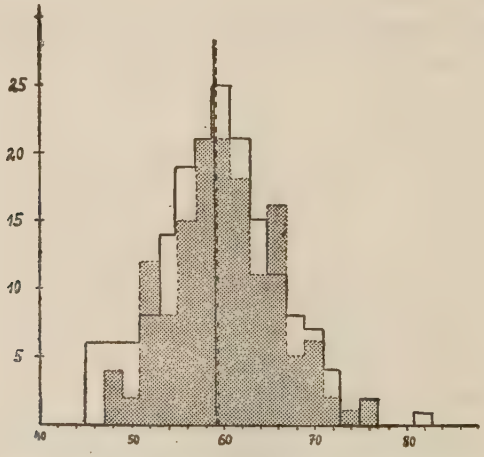
Mit einer durchschnittlichen Breite von 31,2 ± 0,23 mm der Hoyerswerdaer Männer haben wir die absolut schmalsten Nasen vor uns, die in Deutschland bisher bekannt geworden sind. Nur die von



Lundborg untersuchten Schweden unterbieten dieses Maß noch um einen Millimeter. Als nächststehende deutsche Gruppe folgen erst die Lechtaler (34,0) und die vom Schleigebiet (34,1). Ebenfalls weisen die Frauen unter allen bekannten Gruppen die absolut kleinste Breite auf. Ihnen folgen die Frauen von Süderdithmarschen (31,5), Schleigebiet und Bregenzer Wald (31,6). Die Mittelwerte der Nasenbreite bei beiden Geschlechtern in Hoyerswerda zeigen m. E. an, daß man bei der Bevölkerung nicht von einem merklichen Einfluß der ostischen oder ostbaltischen Rasse sprechen kann.

Nasenindex.

Die Schwankungsbreite der Nasenindizes wäre in Hoyerswerda bei beiden Geschlechtern nahezu gleich, wenn nicht in einem Fall ein ungewöhnlich hoher Nasenindex aufträte. In ihrem Hauptverlauf decken sich beide Häufigkeitskurven und sind beide nahezu symmetrisch. Extreme bei den Männern sind 45 und 81; der Mittelwert $59{,}6 \pm 0{,}47$. Bei den Frauen sind die entsprechenden Zahlen 47 und 76 und der Mittelwert $59{,}7 \pm 0{,}48$. — Der niedrige Mittelwert kennzeichnet beide Geschlechter in der Nasenform als schmal. In diese Gruppe entfallen von den Männern 57,5% aller Fälle und von den Frauen 50,6%.



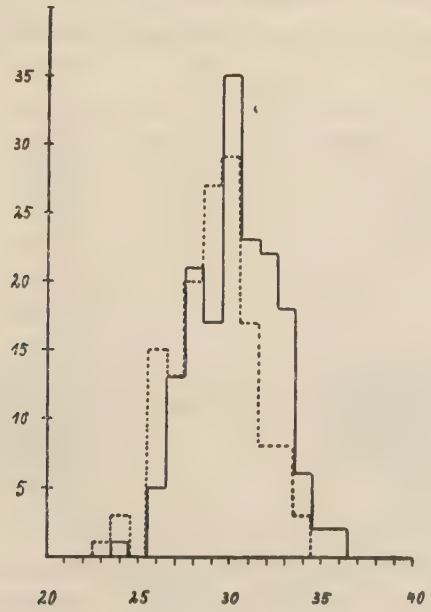
nach Scheidt	Männer	%	Frauen	%
sehr schmalförmig	x—54,9	18,7	x—55,9	24,3
schmalförmig	55,0—63,4	57,5	56,0—64,4	50,6
mittelbreitförmig	63,5—71,9	21,2	64,5—72,9	22,9
breitförmig	72,0—x	2,4	73,0—x	2,0

Sehr schmal sind die Nasen bei 18,7% der Männer und bei 24,3% der Frauen und nur bei dem Rest finden sich mittelbreitförmige Nasen.

Entsprechend diesen auffallend niedrigen Indizes weisen auch die Hoyerswerdaer Männer unter den Vergleichsgruppen nach denen von Finkenwärder (58,4) und vom Bodensee (59,0) den geringsten mittleren Indexwert auf; dann folgen Süderdithmarschen (59,7). Den höchsten Nasenindex haben die Hessen (67,8). — Nach den Gruppen Finkenwärder (56,1), Süderdithmarschen (57,9), Bodensee (58,1) und Safiental (58,2) stehen die Hoyerswerdaer Frauen mit ihrem Nasenindex an fünfter Stelle vor denen von Fehmarn (61,8).

Innerer Augenabstand.

Neben der Lagerung des Auges, der Höhe des Oberlidraumes und der Breite der Lidspalte, die bei den Merkmalsbeschreibungen näher berücksichtigt werden, besitzt der absolute Abstand der inneren Augenwinkel (auch nur Augenabstand genannt) ebenfalls eine ziemliche Wichtigkeit. Mit 24 bis 36 mm bei den Männern und 23 bis 34 mm bei den Frauen erscheint bei diesem Merkmal die Schwankungsbreite im Verhältnis zum Mittelwert sehr groß. Aus der Berech-

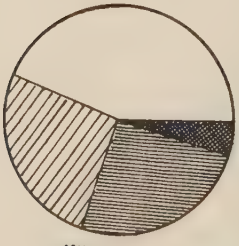


nung ergeben sich die Mittelwerte von 29,7 ± 0,17 mm für die Männer und 28,8 ± 0,18 mm für die Frauen. Die Häufigkeitskurven für Männer und Frauen unterscheiden sich nur wenig voneinander. Vergleichszahlen deutscher Gruppen sind auch hier nicht bekannt, doch deuten die gefundenen Maße eher auf einen Einschlag schmalgesichtiger Rassen hin als das Gegenteil, was sich auch aus der Betrachtung der Bilder ergibt.

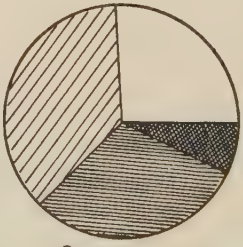
Augenfarbe.

Wie bei den meisten meßbaren Körpermerkmalen ein ganz bedeutender Unterschied zwischen den Geschlechtern besteht, so heben sich auch die Frauen in der Pigmentierung deutlich von den Männern ab. Bemerkenswert ist die Feststellung, daß man bei der Hoyerswerdaer Bevölkerung neben den hochwüchsigen Männern mit geringer Pigmentierung Frauen findet, die mit ihrer geringen Körperhöhe und größerem Pigmentreichtum ein ganz anderes rassisches Bild ergeben. Die Untersuchungen in Hoyerswerda konnten nur bestätigen, was andere Beobachter in ihren Untersuchungen schon festgestellt hatten, daß nämlich die Gruppe der Frauen pigmentreicher ist als die der Männer. Es muß also wohl ein geschlechtsgebundener oder zumindest ein geschlechtsbegrenzter Erbgang vorliegen.

	Farb-gruppen	Männer %	Frauen %
sehr schwach pigmentiert	1a— 2b	43,63	25,69
schwach pigmentiert	3 — 6	26,06	36,80
mischfarben	7 —11	25,45	30,55
reich pigmentiert	12 — x	4,84	6,94



Männer



Frauen

Auffallend groß ist bei den Männern in Hoyerswerda die Häufigkeit der Farbwerte 1a bis 2b, die als „sehr schwach pigmentiert" zu

einer Gruppe zusammengefaßt sind. 43,63% aller gehören hierher, sind also ausgesprochen blauäugig. Schwach pigmentiert sind 26,06% und mischfarben 25,45%. Der helläugige Rasseneinschlag ist in Hoyerswerda etwa ebenso groß wie in Allgäu-S. (46,3%) und Safiental (47,2%), während Rosenheim-L. nur 21% aufweist. Süderdithmarschen (68,6%) und Fehmarn (78,0%) weisen in Deutschland den höchsten Hundertsatz dieser Merkmalsträger auf. Bei den Frauen ergibt sich ein davon verschiedenes Bild. Am häufigsten sind bei ihnen Vertreterinnen der schwach pigmentierten Gruppe mit der Augenfarbenbezeichnung 3 bis 6. In diese Gruppe gehören 36,8% aller Untersuchten. Die nächst geringere Häufigkeit findet sich bei den Mischfarbenen (30,55%). 25,7% aller Frauen sind blauäugig. Mit diesen Häufigkeiten in den einzelnen Gruppen sind sie den Frauen aus dem Nord-Allgäu ziemlich ähnlich. Noch weniger blauäugige Frauen gibt es nur noch im Lechtal (21,8%) und in Rosenheim-L. (16,3%).

In der Häufigkeitsverteilung bei den Männern sind die Farbstufen 1c und 2a am stärksten besetzt. Danach folgen 8 und 4b. Die dunkelste Irisfärbung in Hoyerswerda ist auf der Tafel mit Ziffer 13 bezeichnet. — Bei den Frauen sind besondere Häufigkeiten bei 4b, 2a und 8. Zwischen den beiden Stufen 4b und 8 liegen genau 50% aller beobachteten Augenfarben. Die dunkelsten Augen in Hoyerswerda (No. 14) fanden sich bei einer Frau.

Haarfarbe.

Auch bei der Haarfarbe macht sich wieder eine etwas stärkere Pigmentierung bei den Frauen bemerkbar, jedoch ist der Unterschied längst nicht so groß wie bei der Augenfarbe. Im deutlichen Gegensatz zu der verhältnismäßig großen Anzahl blauäugiger Menschen ist die Zahl der hellblonden in Hoyerswerda auffallend gering. 1,2% der Männer und 1,4% der Frauen sind nur hellblond. Ganz beträchtlich größer ist die Zahl der dunkelblonden mit 33,9% der Männer und 29,2% der Frauen. Der weitaus größte Teil aller beobachteten Personen in Hoyerswerda ist braun bis braunschwarz, nämlich 63,6% der Männer und 60,0% der Frauen. Nur ein ganz geringer Rest (1,2% der Männer und 3,5% der Frauen) neigt zu rötlichem Haar.

Mit diesen Häufigkeiten in den einzelnen Klassen gleicht die untersuchte Bevölkerung fast genau den Bewohnern von Allgäu-S. Die genaue Bestimmung der Haarfarbe war in vielen Fällen erschwert durch die Behandlung und Pflege des Haares.

Weit verbreitet ist in Hoyerswerda die Sitte, das Haar mit Hilfe verschiedener Mittel (Zuckerwasser, Fett u. ä.) glatt und straff zu erhalten. Diese Behandlung bleibt wahrscheinlich nicht ohne Wirkung auf die Farbe und wirkt, je nach der Wahl der Hilfsmittel, aufhellend oder verdunkelnd.

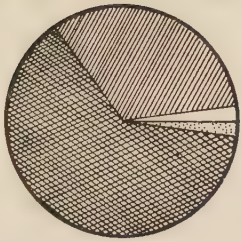
Häufigkeitsverteilung der Haarfarben.

Farbgruppen der Tafel	D	E	F	G	H	J	K	L	M	N	O	P	Q	R	S	T	U	V	W
Anzahl der ♂	1	1	1	—	2	11	2	6	19	7	8	13	10	25	5	9	28	14	1
Anzahl der ♀	1	1	—	—	4	7	1	9	16	—	5	4	19	23	7	11	25	6	—

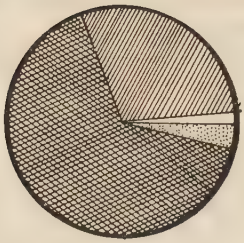
Farbgruppen der Tafel	III	IV	V	VI
Anzahl der ♂	1	—	—	1
Anzahl der ♀	—	—	—	5

nach Schultz	Farb-gruppen	Männer %	Frauen %
hellblond	A—E	1,21	1,38
dunkelblond	F—O	33,93	29,16
braun—braunschwarz	P—Y	63,63	65,97
rot	I—IV	1,21	3,47

Bei einer näheren Betrachtung der Häufigkeitsverteilung findet man bei den Männern drei Farbstufen besonders betont: M, R und U. Während in ihnen fast 50% aller Beobachteten vereinigt sind, verteilt sich der Rest auf weitere 17 Farbabstufungen, wobei auffällt, daß die helleren Farben A bis C überhaupt fehlen und die folgenden D bis J nur durch je einen Untersuchten vertreten sind. Bei den Frauen ist ein häufiges Vorkommen der Farben N, Q, R und U beobachtet worden, zu denen weit mehr als die Hälfte aller Untersuchten gehören. Die hellen Farben A bis einschließlich G fehlen, mit Ausnahme von je einem Individuum (zwei Schwestern!) bei D und E, völlig. Der Rest verteilt sich auf 10 weitere Stufen. Rothaarige befinden sich unter den Frauen 3,5%; und zwar gehörten sie alle dem Farbwert VI an.



Männer



Frauen

Merkmale		M	m	V	σ	v	e	w
Körperhöhe	♂	167,6	0,49	147,0 —187,0	6,33			
	♀	154,1	0,40	142,0 —167,0	4,79			
Stammhöhe in % der Körperhöhe	♂	52,1	0,10	48,0 — 55,5	1,30	2,49	1,01	1,93
	♀	52,7	0,13	48,5 — 56,5	1,58	3,00	1,24	2,13
Schulterbreite in % d. K.H.	♂	23,2	0,08	20,0 — 26,5	1,04	4,49	0,82	3,52
	♀	22,9	0,07	20,5 — 25,5	0,88	3,85	0,67	2,93
Spannweite in % d. K.-H.	♂	107,1	0,20	102 —116	2,54	2,37	2,02	1,89
	♀	106,0	0,21	100 —113	2,49	2,35	1,98	1,87
Größte Kopflänge	♂	188,7	0,48	170 —204	6,24	3,31	5,04	2,67
	♀	179,8	0,45	166 —194	5,37	2,99	4,30	2,39
Kopflänge in % d. K.-H.	♂	11,3	0,04	9,75— 13,25	0,51	4,51	0,40	3,52
	♀	11,7	0,03	10,75— 12,75	0,43	3,66	0,34	2,94
Größte Kopfbreite	♂	161,7	0,44	146 —176	5,59	3,46	4,45	2,75
	♀	152,8	0,38	140 —164	4,56	2,98	4,00	2,61
Längenbreitenindex	♂	85,3	0,25	78 — 94	3,15	3,69	2,56	3,00
	♀	84,6	0,23	78 — 92	2,77	3,27	2,35	2,77
Längenhöhenindex	♂	66,6	0,29	59 — 75	3,70	5,56	3,11	4,67
	♀	64,9	0,26	57 — 73	3,11	4,79	2,40	3,70
Morphol. Gesichtshöhe	♂	120,2	0,55	100 —140	7,00	5,82	5,27	4,38
	♀	111,9	0,46	100 —130	5,55	4,96	4,58	4,10
Größte Jochbogenbreite	♂	142,1	0,46	128 —158	5,84	4,11	4,66	3,28
	♀	133,7	0,39	120 —144	4,68	3,50	3,74	2,79
Unterkieferwinkelbreite	♂	109,7	0,41	98 —124	5,21	4,75	4,63	4,22
	♀	101,2	0,45	82 —118	5,34	5,27	4,20	4,15
Morphol. Gesichtsindex	♂	84,6	0,41	67 —101	5,25	6,21	4,12	4,88
	♀	83,8	0,39	74 — 99	4,71	5,62	3,89	4,64
Jugo-Mandibular-Index	♂	77,4	0,27	68 — 88	3,49	4,51	2,61	3,36
	♀	76,0	0,29	62 — 86	3,48	4,59	2,76	3,63
Nasenhöhe	♂	52,7	0,30	42 — 64	3,88	7,37	3,01	5,72
	♀	49,5	0,31	37 — 60	3,76	7,59	2,91	5,87
Nasenbreite	♂	31,2	0,23	22 — 40	2,99	9,60	2,31	7,41
	♀	29,7	0,23	23 — 38	2,75	9,25	2,05	6,92

(Fortsetzung umseitig)

Merkmale		M	m		V	σ	v	e	w
Nasenindex	♂	59,6	0,47	45	— 81	6,10	10,23	4,74	7,96
	♀	59,7	0,48	47	— 76	5,76	9,65	4,56	7,64
Breitenhöhenindex	♂	78,0	0,33	66	— 88	4,29	5,49	3,45	4,42
	♀	76,6	0,32	66	— 88	3,87	5,06	3,08	4,02
Armlänge in % d. K.-H.	♂	45,4	0,09	42	— 48,5	1,19	2,63	0,95	2,11
	♀	45,4	0,10	42	— 49,5	1,27	2,81	1,01	2,23
Absolute Ohrhöhe	♂	125,4	0,50	108	—142	6,40	5,10	5,26	4,19
	♀	116,3	0,51	100	—132	6,13	5,27	4,86	4,18
Frontoparietalindex	♂	67,8	0.22	62	— 78	2,81	4,14	2,20	3,24
	♀	69,3	0,23	63	— 78	2,74	3,95	2,21	3,19
Jugofrontalindex	♂	76,6	0,24	68	— 88	3,15	4,11	2,49	3,25
	♀	78,8	0,26	70	— 87	3,10	3,93	2,48	3,14
Nasenhöhe in % der morph. Ges. Höhe	♂	43,8	0,22	36	— 51	2,90	6,63	2,31	5,29
	♀	44,1	0,27	32	— 53	3,27	7,41	2,51	5,70
Augenabstand	♂	29,7	0,17	24	— 36	2,22	7,47	1,79	6,03
	♀	28,8	0,18	23	— 34	2,18	7,57	1,72	5,97
kleinste Stirnbreite	♂	107,2	0,36	92	—122	4,59	4,28	3,84	3,58
	♀	106,7	0,33	92	—116	3,98	3,73	3,37	3,16
Handindex	♂	46,7	0,20	39	— 57	2,64	5,65	1,85	3,96
	♀	45,2	0,26	38	— 56	3,12	6,91	2.47	5,46
Beinlänge	♂	52,4	0,12	47,5	— 55,5	1,50	2,86	1,15	2,19

Beschreibung der Merkmale.

Es ist bereits mehrmals darauf hingewiesen worden, wie notwendig neben den Zahlenangaben die Beschreibungen der Merkmale sind. In vielen Fällen könnte man eine solche Beschreibung wohl noch durch Zahlen ersetzen oder für die Ausprägungsgrade eines Merkmals eine Typenbezeichnung einführen oder auch eine Schemaeinteilung finden, wie es bei der Einteilung der Haar- und Augenfarbe der Fall ist.

Hinterhauptformen.

Ebenso wichtig für die Beurteilung der Rassenzugehörigkeit wie die größte Länge des Kopfes ist die Form und die Wölbung des Hinterhauptes. Flache, steil abfallende Hinterhauptformen sind innerhalb der europäischen ländlichen Bevölkerung meist als Einflüsse der dinarischen Rasse zu deuten, während weit über den Nacken ausladende innerhalb einer solchen ostmitteldeutschen Bevölkerung als

nordisches Rassenkennzeichen zu gelten haben. Dazwischen gibt es aber viele Übergangsformen. Für die vorliegende Betrachtung mag die Unterscheidung der drei Gruppen: flach, gewölbt und ausladend genügen.

Ein flaches Hinterhaupt ist in der Hoyerswerdaer Bevölkerung nur selten (etwa zu 5%) anzutreffen. 45% der Männer zeigen ein ausladendes Hinterhaupt. Gewölbt sind etwa 50%; jedoch ist es schwer, zwischen diesen beiden genannten Gruppen eine scharfe Trennung durchzuführen, weil die Übergänge sehr fließend sind und man vielleicht noch einen Teil von ihnen als ausladend bezeichnen könnte. Da ein Einfluß anderer europäischer Rassen mit vorgewölbtem Hinterhaupt, z. B. der westischen, gar nicht in Frage kommen kann, so ist diese in Hoyerswerda so häufige Hinterhauptsform allein dem Einfluß der nordischen Rasse zuzuschreiben. An dem Zustandekommen der gewölbten Formen wird auch zu einem gewissen Teile die ostische Rasse mitgewirkt haben, doch ist ihr Einfluß nicht hoch einzuschätzen, weil die übrigen Kopfmerkmale nicht dafür sprechen. Wenn man weiterhin noch berücksichtigt, daß in der Vererbung die runde Kopfform über die längliche dominiert, dann ist der Anteil der Anlage für Rundköpfigkeit noch geringer anzusetzen. — Bemerkenswert ist das seltene Vorkommen flachköpfiger Ausprägungen des Hinterhaupts, wie sie die dinarische Rasse besitzt. Nach dem häufigen Vorkommen stark ausgebogener Nasen hätte man vielleicht eine größere Häufigkeit der steil abfallenden Hinterhäupter erwarten können. — Im allgemeinen aber bestimmen nordische und fälische Rassenanlagen die Kopfformen der Männer in Hoyerswerda.

Die Häufigkeitszahlen für ausladende und flache Hinterhauptsformen der Hoyerswerdaer Männer stehen im umgekehrten Verhältnis zu denen der Südallgäuer Männer. Im Allgäu finden sich 45,5% flache, 52,1% gewölbte und nur 2,4% ausladende Hinterhauptformen.

Neigung der Stirn.

Eine Eigentümlichkeit der nordischen Rasse ist eine leicht zurückweichende Stirn, die dem Kopf und dem Gesicht etwas Bestimmtes verleiht. Entsprechend dieser rassischen Eigenschaft findet sich auch in Hoyerswerda bei den Männern fast ausschließlich eine leicht zurückgeneigte Stirn. Eine steile Stirn, wie sie sich im südlichen Allgäu noch zu 42,2% findet, trifft man in Hoyerswerda nur noch bei etwa 5%; fliehende Stirnen wurden nicht beobachtet. Ein merklicher Unterschied

in der Ausbildung der Stirnen besteht ganz allgemein zwischen den Geschlechtern, und zwar zeichnen sich die Frauen meist durch die Ausbildung von Stirnhöckern aus, durch Vorwölbungen, welche die Stirn nicht so flächig erscheinen lassen wie beim Manne. Demgemäß ist die weibliche Stirn in der Seitenansicht durchschnittlich auch merklich steiler. Es überrascht daher nicht, wenn sich bei 40% der Hoyerswerdaer Frauen steile Stirnen finden, während bei den übrigen eine leicht zurückgeneigte Stirn zu beobachten war, die durchschnittlich eine Neigung von 11°—15° aufwies. Fliehende Stirnen mit einem Neigungswinkel von mehr als 20° waren auch bei den Frauen nicht vorhanden. Daß die Unterschiede zwischen den Geschlechtern überall sehr bedeutend sind, mag wieder ein Vergleich mit der Bevölkerung im Süd-Allgäu bestätigen. 42,2% steile männliche Stirnen stehen dort 84,4% steilen weiblichen Stirnen gegenüber.

Das Kinn.

Ein weiteres beachtenswertes Merkmal ist die Kinnform. Innerhalb der europäischen Rassen wird man hauptsächlich drei Formen unterscheiden: vorspringend, senkrecht abfallend und wenig betont. Fliehende oder negative Kinnformen sind bei den europäischen Rassen nicht beobachtet worden. Denkt man sich im Meßpunkte Labrale inferius eine Senkrechte auf die Ohr-Augen-Ebene errichtet, so kann der vorderste Punkt des Kinns entweder vor, auf oder hinter diese Senkrechte fallen. Lag auf dem Lichtbild der vorderste Punkt vor der Senkrechten, so habe ich diese Kinnform als vorspringend bezeichnet. Lag der vorderste Kinnpunkt auf der Senkrechten, so habe ich diese Form als senkrecht, und lag der vorderste Kinnpunkt hinter der Senkrechten, so habe ich die Form als zurückweichend bezeichnet. Diese Einteilung darf also keineswegs verwechselt werden mit der am Schädel üblichen Einteilung in positive, neutrale und negative Kinne.

Im nordischen Gesicht ist das Kinn klar hervortretend und trägt zu seinem Teil zu dem so bezeichnenden Gesicht der nordischen Rasse mit dem dreimaligen Vorspringen der Profillinie durch Stirn, Nase und Kinn bei. Dadurch erhält das Gesicht einen scharf geschnittenen Ausdruck. Während das Kinn der ostischen Rasse unausgesprochen oder zum wenigsten nicht besonders betont oder auffällig ist, ist das Kinn der dinarischen Rasse meist überbetont in der Schwere, so daß es oft sogar plump wirken kann.

Ein wenig betontes Kinn findet sich nur bei etwa 5% der Hoyers-

werdaer Männer; die übrigen 95% verteilen sich gleichmäßig auf die beiden übrigen Formen. — Bei den Frauen ist das unbetonte Kinn häufiger vertreten, etwa zu 24%; die restlichen 76% verteilen sich zu 71,5 auf die gerade und 4,5% auf die vorspringende Form.

Die weicheren Linien, die das weibliche Geschlecht allgemein aufweist, zeigen sich auch in der schwächeren Zeichnung des Kinns. Die Auswirkung nordischer Erbanlagen ist auch bei diesem Merkmal klar zu erkennen.

Gesichtsform.

Das menschliche Gesicht mit seiner Vielgestaltigkeit und mit seinen bis in die kleinsten Einzelheiten ausgeprägten Erscheinungsformen läßt sich nur in den allergröbsten Zügen durch Messung erfassen. Auch wenn zur Ergänzung das Martinsche Schema der Gesichtsformen benutzt wird, ist es nicht möglich, ein genaueres Bild der Verteilung der tatsächlich vorkommenden Formen in der Bevölkerung zu gewinnen. Auch eine allgemeine Beschreibung kann nur einen ungefähren Eindruck vermitteln. Diese Vielgestaltigkeit bringt die Möglichkeit größerer Beurteilungsmängel mit sich. Die Häufigkeitszahlen sind also nur mit Vorsicht als Vergleich mit anderen Gruppen heranzuziehen. — Hier sind nur die vier häufigsten Formen unterschieden worden: rund, oval, quadratisch und rhombisch. Runde Formen finden sich zu weniger als 3%. Bei ihnen wird dann die Rundförmigkeit meist durch reichere Fettpolster in der Wangenregion hervorgerufen, die deshalb besonders bemerkenswert erscheinen, weil sonst die Neigung zur Beleibtheit oder zur Anlagerung von Fett bei der Hoyerswerdaer Bevölkerung eine große Seltenheit darstellt. Etwa 12% neigen zu quadratischen und rechteckigen Gesichtsformen. Diese sind hauptsächlich durch eine beträchtliche Unterkieferwinkelbreite bedingt. Sie entsprechen etwa der Form, die in dem Schema von Pöch (Lehrbuch der Anthropologie, Rud. Martin) mit VI bezeichnet ist. Hierdurch kennzeichnet sich am ehesten ein Einschlag der fälischen Rasse. Mit 12% ist jedoch der Anteil der rechteckigen Gesichter eher zu hoch als zu niedrig bemessen; die weitaus größte Anzahl der Hoyerswerdaer Bevölkerung hat ovale Gesichter, doch könnte man in dieser Gruppe noch verschiedene Zwischenformen gegeneinander abgrenzen. Zuweilen ist dabei die Breite des Unterkiefers deutlich betont, ohne daß das Gesicht schon rechteckig wirkt (vergl. Tafeln Abb. 3, 10 u. a.). Dann finden sich oftmals völlig abgerundete, weiche Formen (Abb, 6, 28, 33 u. a.), sehr schmale, hochovale Formen (Abb. 29, 13 u. a.) oder schmale Untergesichter mit breiterer Stirn

(Abb. 1, 14 u. a.) oder schließlich ovale Gesichter mit einer Neigung zur Rundköpfigkeit (Abb. 30 u. 33). Rhombische Formen wurden nur zweimal beobachtet, sie bleiben also für die Gesamtbevölkerung ohne Bedeutung.

Bei den Frauen sind die Formverhältnisse ganz ähnlich. Die ovale Gesichtsform tritt mit einer Häufigkeit von 74% auf. Auch hier zeigt sich die gleiche Mannigfaltigkeit innerhalb der Gruppe wie bei den Männern. Die weibliche Eigenart, die Ausbildung runder, weicherer Formen läßt sich auch hier wieder erkennen und äußert sich in dem etwas höheren Hundersatz (14%) der Rundgesichtigen. Rechteckige Formen sind kaum zu 3% anzutreffen, während die rhombische Form mit einer Häufigkeit von 9% bei den Frauen merklich häufiger ist als bei den Männern. Ursache für das Zustandekommen des rhombischen Gesichts sind die größeren Jochbogenbreiten, die bei den Frauen öfter weiter nach vorn vorgeschoben sind als bei den Männern (Abb. 45, 53 u. a.).

Augenbrauen.

Eine Beurteilung der Augenbrauen wurde erst nach den Lichtbild-Aufnahmen vorgenommen; der Befund ergab bei den Männern zu etwa 60% gebogene und zu etwa 40% flache Augenbrauen. Die Behaarung der Brauen war zu rund 20% schwach zu nennen, zu 76% mittel und nur 4% wiesen eine starke Behaarung auf. Ein Schema für die Einteilung der Brauenbehaarung ist bisher nicht vorgeschlagen. Deshalb ist der Maßstab der Beurteilung der Hoyerswerdaer Gruppe selbst entnommen. Bei den Frauen sind ähnliche Verhältnisse beobachtet worden. 71% zeigen eine gebogene Linie die Augenbrauen, 29% eine flache. Bei 31% ist ein schwacher Haarwuchs und bei 69% ein mittlerer beobachtet worden, während eine starke Behaarung der Brauen bei den Frauen nirgends anzutreffen war.

Augenlider.

Ein Merkmal, das sich wieder genau untersuchen und beschreiben läßt, ist die Stellung der Lidspalte. Liegen nach der Einstellung des Kopfes in die Ohr-Augen-Ebene die äußeren und die inneren Augenwinkel auf gleicher Höhe, so wird die Lidspalte als gerade bezeichnet. Liegen die äußeren Augenwinkel höher oder tiefer, so ist die Lidspalte schräg (nach oben oder unten).

So betrachtet, ergaben sich bei den Männern gerade Lidspalten bei 79%; bei 5% waren die Lidspalten schräg nach oben und bei dem

Rest von 16% waren sie schräg nach unten gerichtet. Die Frauen haben zu 56% gerade verlaufende Lidspalten. Bei 44% sind sie schräg nach oben gerichtet, während in keinem Falle die äußeren Augenwinkel tiefer lagen als die inneren.

Weite Lidspalten fanden sich bei den Männern nur bei etwa 1%, enge Lidspalten bei 12%, während die übrigen 87% zu den mittelweiten zu rechnen sind. Bei den Frauen haben sich ganz ähnliche Zahlen beobachten lassen. Weit sind bei ihnen 5%, eng 13% und mittelweit 82%. Zur Rassenbeurteilung gibt die Augengegend noch andere Unterscheidungsmerkmale ab. Neben der Weite und Stellung der Lidspalte ist auch die Höhe des Oberlidraumes ein bedeutsames Kennzeichen. Als hoch zu bezeichnen ist er bei 7,5% der Männer, als mittelhoch bei 52% und als niedrig bei 40,5%. Bei den Frauen ist ein mittelhoher Lidraum etwas häufiger als bei den Männern. Bei ihnen finden sich 6,0% mit hohem, 63% mit mittlerem und 31,0% mit niedrigem Oberlidraum. Das Bemerkenswerte über die Deckfalte des Oberlides läßt sich durch die Einteilung in vier verschiedene Gruppen ausdrücken. Bei den Männern fehlt die Deckfalte bei 31%, bei 38,7% ist sie vorhanden, ohne den Lidrand an einer Stelle zu überdecken, bei 6,3% überdeckt sie ihn in seinem ganzen Verlauf und bei den restlichen 24% überdeckt sie ihn nur in der Nähe der äußeren Augenwinkel. — Bei 48,5% der Frauen fehlt die Deckfalte völlig, bei 34% ist sie vorhanden, überdeckt aber den Lidrand nicht, bei 3% überdeckt sie ihn wieder in seiner ganzen Breite, bei 15% überdeckt sie ihn in der Nähe der äußeren Augenwinkel.

Die Nase.

Die Zahlenangaben über die Höhe und die Breite der Nase konnten noch kein befriedigendes Bild von der Form und vor allem von der rassischen Zugehörigkeit vermitteln. Entscheidende Kennzeichen sind neben den schon genannten Angaben vor allem der Verlauf des Nasenrückens in der Profilansicht. Einen geraden Verlauf zeigt dieser bei 44% der Männer und bei 49,2% der Frauen. Wellig ist er bei 15,5% der Männer und 17,8% der Frauen. Die wellige Form ist oft eine Sonderbildung des geraden Nasenrückens, dadurch hervorgerufen, daß sich die gerade Nase durch die Weichteile der Spitze nochmals ein wenig vorwölbt. Als ein rassisches Unterscheidungsmerkmal ist diese Bildung kaum zu werten. Eingebogene und ausgebogene Nasenrücken müssen aber als Kennzeichen verschiedenartiger Rasseneinflüsse betrachtet werden; und es ist nicht besonders erstaunlich, daß hier der Unterschied zwischen den Geschlechtern größer wird, da

doch schon immer zu beobachten war, daß die Frauen mehr als die Männer solche Merkmalsausbildungen zeigen, die als Kennzeichen der ostischen Rasse gelten. Der eingebogene Nasenrücken, der u. a. als Kennzeichen der ostischen Rasse gilt, findet sich bei den Männern nur zu 10,5%. Bei den Frauen ist er mit 22,2% mehr als doppelt so häufig. Die ausgebogene Nase, die sich bei leichter Krümmung bei nordischen und fälischen und in ihrer stärksten Ausprägung bei dinarischen Menschen zeigt, ist bei den Männern zu 30%, bei den Frauen nur zu 10,7% vertreten.

Für die Gesichtsform der Rassen ist auch die Form der Nasenwurzel von entscheidender Bedeutung. Die Nasenwurzel erscheint bei der Hoyerswerdaer Bevölkerung im allgemeinen mittelbreit und mittelhoch mit einer merklichen Neigung zu schmalen und hohen Formen. Die geringe Breite der Nasenwurzel konnte schon aus dem geringen Abstand der inneren Augenwinkel geschlossen werden. Bemerkenswert ist, daß die Nasen der Frauen schmaler und im Gebiet der Nasenwurzel höher sind als die der Männer; denn bei den Männern finden sich nur 10% schmale Nasenwurzeln, während diese Eigenschaft bei den Frauen mit einer Häufigkeit von 30,7% auftritt. Das stellt eine Ausnahme dar, weil sonst bei Frauen meist weniger hervortretende Formen beobachtet worden sind. Mittelbreite Nasenwurzeln haben 87% der Männer und 60,7% der Frauen. Breite Nasenwurzeln haben von den Männern nur 3% und von den Frauen 8,6%. Der Tiefenabstand vom inneren Augenwinkel bis zum Nasion ist bei beiden Geschlechtern als mittelhoch bis hoch zu bezeichnen. Hohe Nasenwurzeln haben 24% der Männer, aber 47% der Frauen. 75% der Männer haben mittelhohe Nasenwurzeln während dieses Merkmal sich nur bei 52% der Frauen findet. Eine tiefliegende Nasenwurzel wurde nur bei einer Frau und bei etwa 1% der Männer beobachtet.

Bei allen Rassen ist mit dem zunehmenden Alter ein Herabsinken der Nasenspitze zu beobachten. Jedoch werden Nasen, deren Spitze in jüngeren Jahren nach oben weisen, sich auch im Alter nicht so weit senken können, daß die Prosanalpunkte unter die Höhe der Subnasalpunkte sinken. Außerdem wirkt sich in den Altersklassen, denen die untersuchten Personen angehören, die Gewebeerschlaffung nur ganz unbedeutend aus. Das hier beobachtete häufige Vorkommen von Nasen mit abwärts gerichteter Spitze ist also nur als Rassenmerkmal zu betrachten. Für die rassische Bedingtheit dieses Merkmals spricht auch die bereits erwähnte Form des ausgebogenen, des geraden und des welligen Nasenrückens. Bei einem ausgebogenen

Nasenrücken wird man auch in den Weichteilen nicht eine nach oben gerichtete Spitze erwarten.

Entsprechend der geringen Häufigkeit eines eingebogenen Nasenrückens haben wir auch bei den Männern nur zu 16% Nasen, deren Spitze nach oben gerichtet ist; bei 50% weist sie genau nach vorn. Bei dem Rest von 34% zeigt die Spitze nach unten. — Bei den Frauen ist die Häufigkeitsverteilung eine andere. Noch größer als der Hundertsatz der eingebogenen Nasen ist der Anteil derjenigen, bei denen die Spitze nach oben gerichtet ist; nämlich 38%. Nach vorn gerichtet ist sie bei 45,6%, nach abwärts bei 16,4%.

Das Sichtbarwerden oder das besonders weite Herausragen des Nasenseptums ist innerhalb mitteleuropäischer Bevölkerungen in vielen Fällen als Rassenmerkmal aufzufassen und kann als Anzeichen eines dinarischen Einschlags gelten.

In der Hoyerswerdaer Bevölkerung ist das Nasenseptum nahezu in allen Fällen in der Seitenansicht von den Nasenflügeln verdeckt. Sichtbar ist es nur bei etwa 5%, stark sichtbar dagegen nur bei 1,5%; bei allen übrigen 93,5% ist es überhaupt nicht sichtbar. Bei den Frauen ist es stärker sichtbar bei 2%, gerade noch erkennbar bei 42% und durch die anliegenden Nasenflügel völlig verdeckt ist es bei den übrigen 56%.

Nasenwangenfurche.

Zur anthropologischen Beschreibung der Hoyerswerdaer Bevölkerung mag eine Einteilung in drei Erscheinungsformen und deren prozentuale Häufigkeit ausreichend sein. — Tief eingeschnitten ist diese Furche bei 18% der Männer und 12,6% der Frauen, mäßig bei 58% der Männer und 76,2% der Frauen und überhaupt nicht vorhanden ist sie bei 24% der Männer und 11,2% der Frauen.

Allgemeiner Überblick über die Merkmale der Hoyerswerdaer Bevölkerung.

Aus der Gesamtheit der Zahlenwerte und der Merkmalsbeschreibungen ergibt sich ein Durchschnittsbild der Bevölkerung, das mit den entsprechenden Abweichungen, die bei den einzelnen Merkmalen schon besonders erörtert sind, ganz bestimmte Eigentümlichkeiten aufweist und Schlüsse zuläßt auf die Einflüsse, die an dem Zustandekommen der gegenwärtigen Bevölkerung mitgewirkt haben.

Die männliche Bevölkerung ist übermittelhoch und mit einer mittleren bis großen Schulterbreite ziemlich schlank ge-

Merkmale		Männer %	Männer Abb. Nr.	Frauen %	Frauen Abb. Nr.
Hinterhaupt	flach	5,0	12, 14, 30		
	gewölbt	53,0	5, 11, 28		
	ausladend	42,0	1, 3, 20		
Stirn	steil	5,0	8, 18, 32	40,7	41, 51, 69
	zurückweichend	94,5	1, 3, 9	59,3	42, 43, 52
	fliehend	0,5	— — —	—	— — —
Kinn	vorspringend	47,5	1, 2, 13	4,5	71,
	senkrecht	47,5	12, 19, 22	71,5	22, 54, 57
	zurückweichend	5,0	29	24,0	47, 50, 66
Gesichtsform	rund	3,0	30, 33	14,0	47, 57, 63
	oval	84,5	1, 2, 4	74,0	42, 48, 61
	quadratisch	11,5	8, 16, 36	2,8	— — —
	rhombisch	1,0	— — —	9,2	45, 59, 67
Brauen	gebogen	60,0	20, 25, 28	71,0	46, 54, 69
	flach	40,0	8, 10, 35	29,0	41, 43, 53
	schwach	18,0	4, 5, 29	32 0	37, 46, 58
	mittel	78,0	2, 10, 15	68,0	42, 43, 50
	stark	4,0	18, 20, 25	—	— — —
Lidspalte	gerade	78,7	2, 12, 36	56,0	39, 43, 72
	schräg nach oben	5,3	9, 43, 34	44,0	44, 53, 50
	schräg nach unten	16,0	1, 7, 14	—	— — —
	weit	1,0	19	5,0	58
	mittel	87,0	1, 12, 20	82,0	43, 54, 55
	eng	12,0	9, 18, 35	13,0	48, 53, 71
Oberlidraum	hoch	7,5	3, 16 32	6,0	45, 64, 71
	mittel	52,0	6, 7, 10	63,0	41
	niedrig	40,5	2, 9, 26	31,0	37, 58, 70
Deckfalte	fehlend	31,0	10, 11, 20	48,0	42, 44, 54
	nicht überdeckend	38,7	1, 3, 32	34,0	50, 61, 69
	überdeckend	6,3	14, 18	3,0	— — —
	außen überdeckend	24,0	4, 13, 28	15,0	41, 68
Nasenrücken	gerade	44,0	1, 3, 13	49,2	43, 49, 58
	wellig	15,5	8, 14, 30	17,8	38, 39, 61
	eingebogen	10,5	32, 35, 36	22,3	56, 62, 68
	ausgebogen	30,0	7, 19, 22	10,7	42, 46, 50
Nasenwurzel	schmal	10,0	6, 7, 8	30,7	44, 69, 72
	mittel	87,0	1, 12, 20	60,7	41, 43, 55
	breit	3,0	3, 14, 36	8,6	48, 51, 68
	hoch	24,0	2, 3, 10	48,0	45, 57, 64
	mittel	75,0	22, 28, 31	52,0	43, 55, 58
	tief	1,0	35	—	— — —
Nasenspitze	aufwärts	16,0	6, 25, 32	38,0	39, 56, 62
	gerade	50,0	1, 3, 8	45,7	43, 44, 57
	abwärts	34,0	4, 19, 22	16,3	46, 47
Nasenscheidewand	stark sichtbar	2,0	18, 34	2,0	48
	sichtbar	5,0	10, 12, 13	42,0	49, 50, 54
	verdeckt	93,0	7, 8, 28	56,0	55, 58, 69
Nasenwangenfurche	tief	18,0	4, 19, 21	12,6	52, 55, 56
	mäßig	58,0	1, 2, 14	76,2	43, 53, 69
	nicht vorhanden	24,	12, 36	11,2	41, 65, 72

wachsen. Relativ lange Extremitäten und schmale Hände und ein kräftiger, hagerer Wuchs unterstreichen bei den Männern den Eindruck einer allgemeinen leichten Beweglichkeit, wie auch schwere „pyknische" Typen oder reichere Hautfettpolster nur äußerst selten anzutreffen sind. Die Spannweite zählt mit zu den größten, die durch ähnliche Untersuchungen bekannt geworden sind. Sie ist bei der Ausbildung der Schultern ganz besonders durch die außergewöhnliche Länge der Arme bestimmt.

Der Größten Kopflänge, die mittelgroß bis groß zu nennen ist, steht eine beträchtliche größte Breite gegenüber, so daß der Längen-Breiten-Index 85,2 auf erhebliche Kurzköpfigkeit hinweist. Eine beträchtliche Ohrhöhe hat auch trotz der großen Länge dem Kopf eine hohe Form gegeben. Der Breitenhöhenindex weist den Kopf als mäßig breitförmig bis mittelbreitförmig aus, was hauptsächlich der beträchtlichen Größten Breite zuzuschreiben ist. Das Hinterhaupt ist gewölbt bis ausladend.

Der morphologische Gesichtsindex läßt die Hoyerswerdaer Bevölkerung im Mittel als mesoprosop erkennen. Dabei fällt auf, daß die Klasse der Euryprosopen auf der männlichen Seite so stark ist wie die Klasse der Mesoprosopen.

Die Jochbogenbreite ist nach ihrem Mittelwert groß, jedoch nahe der Grenze zu den mittelgroßen Werten. Das Gleiche gilt für den Mittelwert der Unterkieferwinkelbreite bei beiden Geschlechtern. Da jedoch diesen Maßen eine mittelgroße morphologische Gesichtshöhe gegenübersteht, wirkt das Gesicht nicht etwa plump, sondern bildet Formen, die man bei aller Mannigfaltigkeit als oval bezeichnen kann.

Die Nase ist schmal bis mittelbreit und von mittlerer Höhe, so daß sie im Index noch immer als schmalförmig erscheint. Bezeichnend für die Hoyerswerdaer Bevölkerung ist das weite Vorspringen und der scharfe Schnitt der Nasen. Sie sind vorwiegend gerade und ausgebogen und sind in der Wurzel mittelbreit bis schmal. Die Nasenflügel sind leicht gewölbt oder anliegend und das Septum nicht so ausgebildet, daß es nicht von ihnen verdeckt wird.

Der Abstand vom inneren Augenwinkel bis zum Nasendach am Nasion ist mittelhoch bis hoch.

Die leicht zurückweichende Stirn, die klar hervortretende Nase und das vorspringende bis senkrecht abfallende Kinn geben dem Kopf eine strenge, scharfe Profillinie und ein klares, bestimmtes Aussehen.

Bemerkenswert sind die tiefliegenden Augen und die Häufigkeit der nach außen geneigten Lidspalten.

Die Brauen sind mäßig gebogen bis flach und mittelstark behaart. Der Form der Augenhöhlen entspricht auch der horizontale Verlauf der Lidspalten mit einer geringen Neigung, sich nach außen hin etwas zu senken.. Ihre Öffnung ist mittelbreit; der Oberlidraum kann dementsprechend nur mittelhoch bis niedrig sein. Eine Deckfalte des Oberlides ist zwar meist vorhanden, jedoch wird der Lidrand nur in den seltensten Fällen überdeckt. Auch das Oberlid zeigt, wie die ganze Augengegend keine Fettunterlage der Haut, so daß auch das Auge trotz seiner tiefen Lage durchaus noch seinen strengen Ausdruck behält. Die Augenfarbe ist überwiegend blau. Von dieser schwachen bis mittleren Pigmentierung unterscheidet sich ganz auffällig die Färbung des Kopfhaares. Es ist vorwiegend braun bis braunschwarz und nur etwa $^1/_3$ der Untersuchten zeigt hellere Farbstufen.

Gehäuft auftretende, unterschiedliche Ausprägungen desselben Merkmals, die in einer Mehrgipfeligkeit der Häufigkeitskurven zum Ausdruck kommen müßten, sind nicht zu bemerken. Wohl zeigen die Häufigkeitskurven des Längenbreitenindexes bei den Werten 84 und 87, die der Unterkieferwinkelbreite bei 108 und 114 mm und die der Ohrhöhe bei 122 und 130 mm je zwei Gipfel, doch sind diese Gipfelpunkte so nahe benachbart, daß es sich nur um Zufallsschwankungen handeln kann.

Das Erscheinungsbild der Frauen ist, abgesehen von der allgemeinen Geschlechtsdifferenz, in mancherlei Hinsicht von dem der Männer verschieden, in der Körperhöhe sind die Frauen nur mittelhoch. Der Unterschied zwischen den Geschlechtern ist hier mit 8,75% merklich größer als im allgemeinen. Bei einer mittleren Sitzhöhe kann man keineswegs von gedrungenem Wuchs oder von untersetzten Erscheinungen sprechen. Die relative Spannweite ist etwas geringer als beim Manne, was durch die kürzeren Arme bedingt ist, da die relative Schulterbreite der Frauen der der Männer ziemlich nahekommt. Der Handindex ist noch etwas niedriger als bei den Männern.

Die Kopfform der Frauen in Hoyerswerda ist durch die Kopftracht in auffälliger Weise beeinflußt. Die Einschnürung ist so beträchtlich, daß sogar der Haarwuchs dadurch geschädigt wird. Die Scheitellinie ist nicht gewölbt wie man es sonst gewohnt ist, sondern häufig, wie bei den Männern, flach gekrümmt. Bisweilen bildet sie eine gerade Linie oder ist bei vielen Frauen sogar merklich eingesenkt (Abb. 44, 45, 48 u. a.). Die Einschnürung bildet auch die Erklärung für die Auffälligkeit, daß der Längenbreitenindex der Frauenköpfe im Durchschnitt niedriger ist als bei den Männern, während dies Ver-

hältnis in der Regel umgekehrt ist. Durch die Kopfeinschnürung bleibt vermutlich die Ohrhöhe des Kopfes weiter hinter der Ohrhöhe des männlichen Kopfes zurück als dem allgemeinen Geschlechtsunterschied entspricht. Wenn der Längenhöhenindex den Kopf dennoch als hypsikephal kennzeichnet, so kann auf eine Anlage zu beträchtlichem Höhenwachstum des Kopfes geschlossen werden, dessen Entfaltung nur durch die Kopftracht gehemmt wird. Das Breitenhöhenverhältnis kennzeichnet die Hoyerswerdaer Frauenköpfe als mäßig breitförmig.

Die morphologische Gesichtshöhe ist durchschnittlich mittelgroß; jedoch ist die Klasse der Frauen mit geringer Gesichtshöhe stark vertreten.

Diese Gesichtshöhe ergibt zusammen mit einer großen bis mittelgroßen Jochbogenbreite dem Gesicht eine mittellange Form. Wenn es dem männlichen gegenüber breiter und runder erscheint, so liegt das auch daran, daß die Weichteile der Wangen durch die Einschnürung der Haubenbänder seit der frühesten Kindheit nach vorn gedrängt worden sind. Außerdem liegen die Zygia weiter nach vorn als bei den Männern. — Eine beträchtliche Unterkieferwinkelbreite schafft dem Jugomandibular-Verhältnis einen Zahlenwert, der für mittelbreite bis breite Gesichter kennzeichnend ist.

Eine weitere Auffälligkeit stellt die schmalförmige gerade, hohe und weit hervortretende Nase der Hoyerswerdaer Frauen dar. Die Stirn ist in der Mehrzahl der Fälle leicht zurückgeneigt, häufig aber auch steil. Das weibliche Kinn ist wie üblich weniger betont als bei den Männern; es ist vorspringend bis senkrecht und bei etwa einem Viertel der Frauen zurückweichend. Die Gesichtsform ist oval, zeigt aber durch die erwähnten Tatsachen eine Neigung zur Rundung. In der Augengegend unterscheiden sich die Frauen von den Männern hauptsächlich durch die Stellung der Lidspalte, die bei ihnen häufig (44%) schräg nach außen oben verläuft. In den übrigen Fällen ist sie gerade. Ihre Öffnung ist mittelweit. Der Raum, der zwischen dem Oberlidrand und dem unteren Brauenansatz liegt, ist mittelhoch bis niedrig. Eine Deckfalte des Oberlides fehlt in vielen Fällen völlig; und wenn sie vorhanden ist, überdeckt sie seinen Rand nur ganz selten. Die Brauen sind meist mäßig gebogen und in der Behaarung mittelstark.

Über die Nase in der Profilansicht ist noch zu bemerken, daß sie vorwiegend einen geraden oder schwach welligen Rücken hat. Den Männern gegenüber fällt auf, daß etwa ein Fünftel der Nasen eingebogen sind. Die Nasenspitzen sind vorwiegend nach vorn gerichtet. Bei etwa zwei Fünfteln liegt das Pronasale höher als das Subnasale.

Das Nasenseptum ist durch die flach anliegenden, nicht geblähten Nasenflügel verdeckt oder gerade noch erkennbar. Der Nasenansatz liegt relativ hoch über dem inneren Augenwinkel und ist von vorn gesehen mittelbreit bis schmal. Die Nasenwangenfurche ist mäßig ausgebildet.

In der Pigmentierung überwiegen bei den Frauen die dunkleren Farben. Für die Farbe der Iris ließen sich besonders mittlere und gemischte Pigmentstufen beobachten. In der Haarfarbe überwiegen bei weitem braune bis braunschwarze Töne. Jedoch sind diese Feststellungen wegen der Eigenheiten der Haarbehandlung nur bedingt zum Vergleich heranzuziehen.

Eine Beobachtung, die auch in diesem Zusammenhang nicht unerwähnt bleiben soll, ist der spärliche und dünne Haarwuchs und der Haarausfall schon bei den Mädchen. Schuld daran ist neben dem dauernden Druck, den die Haube ausübt, die tägliche Behandlung mit Wasser und die völlige Abschließung gegen Luft und Sonne.

Auch bei den Frauen überwiegen die hageren Gestalten. Die Haut erschlafft bereits ziemlich früh und bildet Runzeln und Falten. Trotz dieser frühzeitigen äußerlichen Alterserscheinungen bleiben sie bis ins hohe Alter kräftig und widerstandsfähig und verrichten wie die Männer sehr lange die schwere Feldarbeit.

Wir gewinnen auch von ihnen das Bild eines zähen, harten und tüchtigen Menschenschlages, der trotz seiner bescheidenen und anspruchslosen Lebensweise zu großen Leistungen körperlicher und auch geistiger Art befähigt ist.

Die Rassen in der Bevölkerung.

Bisher ist absichtlich vermieden worden, häufiger bei den einzelnen Merkmalen Hinweise auf eine mögliche Rassenzugehörigkeit zu geben, weil man ein Urteil über den rassischen Aufbau einer Bevölkerung nicht auf Grund einiger weniger Einzelheiten abgeben kann. Dadurch, daß man die Aufmerksamkeit ohne einen größeren Zusammenhang auf einige Zahlenwerte lenkt, würde die Gesamterscheinung mehr in den Hintergrund treten. Wichtiger ist zunächst, ein allgemeines Bild der Bevölkerungsgruppe mit seinen Einzelheiten zu erhalten, damit dann hieraus die verschiedenen Rasseneinschläge herausgelesen werden können. Am Erscheinungsbild der Menschen läßt sich nur ein Teil der Rasseneinschläge erkennen. Charaktereigenschaften, geistige Veranlagungen und der Gestaltungswille sind als rassische Eigenschaften schon im ersten Teil dieser Arbeit ausführlicher betrachtet worden.

Beim Vergleich mit den Beschreibungen der europäischen Rassen stellt sich uns die Bevölkerung Hoyerswerdas dar als ein Gemisch, das seine bezeichnenden Züge hauptsächlich durch nordische, fälische und seltener durch dinarische Rassenanteile erhalten hat. Kennzeichen der ostischen Rasse, die man gerade in der Lausitz in größerer Zahl erwartet hätte, sind selten und sind auch bei den Frauen fast nur als Ausnahme anzutreffen. Schon in der Körperhöhe wird das Durchschnittsmaß der ostischen Rasse um ein beträchtliches Stück übertroffen. Die Schmal- und Langgliedrigkeit der Hoyerswerdaer Bevölkerung läßt sie auch zu den schlankwüchsigen Rassen zählen (Spannweite der ostischen Rasse 100—104% der K.H.; in Hoyerswerda 107,1%). Beleibtheit oder Neigung zur Körperfülle, Fett in der Augengegend oder die Ausbildung eines „Doppelkinns" und ähnliche Eigenschaften der ostischen Rasse sind in Hoyerswerda nicht anzutreffen.

Unter den anthropometrischen Beobachtungen deutet die große Kopflänge gemeinsam mit der großen Breite auf einen stark nordischen bzw. fälischen Einschlag hin. Die mittellange morphologische Gesichtshöhe und die große, gegen hinten liegende Jochbogenbreite spricht gleichfalls für den starken Anteil dieser Rassen. Auf fälischen Einschlag läßt auch die breite Ausbildung der Unterkiefer schließen. Die Form der Nase mit ihrer großen Höhe, ihrer Schmalheit, ihrer hohen, schmalen Wurzel, dem geraden Verlauf und der nach vorn oder nach unten gerichteten Spitze kann nur durch nordrassische Anlagen gebildet sein.

Die niederen flachen und sich oft nach außen senkenden Augenhöhlen und die tiefliegenden Augen sind unverkennbare Merkmale fälischer, nordischer oder auch dinarischer Rasse.

Für einen Anteil der dinarischen Rasse spricht das Fehlen der Deckfalte im oberen Augenlid bei einem Drittel der Untersuchten, weiterhin der ebenfalls bei einem Drittel ausgebogene Nasenrücken und die Dünnhaarigkeit des Kopfhaares; ferner der häufig männlich-herbe und harte Gesichtsschnitt der Frauen. Eine klar erkennbare Kurzköpfigkeit (nicht Rundköpfigkeit!) und ein bisweilen auftretendes schweres Kinn sind ebenfalls Merkmalserscheinungen der dinarischen Rasse.

Spuren der ostischen Rasse finden sich in beachtenswertem Maße nur bei den Frauen und auch dort nur in ganz wenigen Merkmalen. Als ostischer Einschlag wäre das etwas häufigere Vorkommen eingebogener Nasenrücken und damit eine häufigere Aufwärtsneigung der Nasenspitze zu bezeichnen. Eine größere Neigung zu schräg nach

außen-oben gerichteten Lidspalten könnte durch den gleichen Einschlag hervorgerufen sein, jedoch erscheinen die Augen dabei nicht klein, wie man bei ostischen Augen erwarten sollte. Im übrigen sind Menschen, die eine Mehrzahl ostischer Rassenmerkmale in sich vereinigen, bei den Männern fast gar nicht, bei den Frauen äußerst selten zu finden.

Um die Aussonderung der Rassen zu vervollständigen, darf nicht vergessen werden, auf zahlenmäßig geringfügige Einschläge vermutlich außereuropäischer Rassen hinzuweisen (vgl. Abb. 35, 36, 70, 71 u. 72).

Bei ihnen handelt es sich nicht um den Einschlag der gleichen Rasse bei allen abgebildeten Personen.

An der Abb. 35 fällt besonders der flache Oberlidraum, die schmale Lidspalte, die etwas nach oben gerichtete Nasenspitze und das rechteckig erscheinende Obergesicht auf. Die Augen sind blau (2a) und die Haarfarbe ist dunkelblond (M). Der Längenbreitenindex 82,5, Längenhöhenindex 64,6 und der Breitenhöhenindex 77,6. Die Körperhöhe beträgt mehr als 170 cm.

Abb. 36 zeigt ganz andere Merkmale. Auffällig ist das fast rechteckige Gesicht, der eingebogene Nasenrücken mit breiter Wurzel, die nach vorn gerichtete Spitze und die eigenartige Form der Lippen. Augen und Kopfhaar sind dunkel (6, U) gefärbt. Die Körperhöhe entspricht genau dem Mittelwert der Bevölkerung 167,6 cm. Bei dem kürzeren Kopf ist der Längenbreitenindex etwas höher: 86,0; der Längenhöhenindex beträgt 66,7 und der Breitenhöhenindex 77,5.

Bei den Frauen auf den Abbildungen 70 und 71 möchte man wegen der Stellung der Augen, der Schmalheit der Lidspalte und der betonten Jochbogenbreite einen Einschlag aus Osteuropa vermuten, doch steht hierzu die hohe Nase mit dem geraden Rücken und der schmalen hohen Wurzel im Widerspruch. Die scharf geprägte Profillinie mit dem vorspringenden Kinn läßt bei beiden Frauen hauptsächlich andere (nichtostische) Einschläge erkennen. Abb. 70 hat einen Längenbreiteindex von 79,7, einen Längenhöhenindex von 64,8 und einen Breitenhöhenindex von 81,4. Die Augenfarbe ist hellbraun (4b) und die Haarfarbe blond mit einem rötlichen Schimmer (IV—K). Die Körperhöhe liegt mit 158,2 cm um 4 cm über dem Durchschnitt.

Die auf Abb. 71 Dargestellte ist kleiner (151,1 cm), hat einen weit höheren Längenbreitenindex (88,4), einen Längenhöhenindex von 63,6 und einen Breitenhöhenindex von 71,2. Die Augenfarbe ist braun (6) und die Haarfarbe ebenfalls sehr dunkel (U).

Abb. 72 fällt auf durch eigenartig geformte Lippen und durch

eine große Unterkieferbreite. Die Augenfarbe ist graublau (3), die Haarfarbe dunkelblond (M). Der Längenbreitenindex ist 83,8, der Längenhöhenindex 69,8; der Breitenhöhenindex 83,3. Die Körperhöhe liegt mit 156,7 cm über dem Durchschnitt.

In den körperlichen Merkmalen drückt sich aber nur ein Teil der rassischen Eigenarten aus. Eine Rassenbeurteilung würde unvollständig sein, wenn sie nicht neben dem äußeren Erscheinungsbild Charaktereigenschaften und die Lebensauffassung der Menschen mit in die Betrachtung einbeziehen würde. Gerade darin ist in der Hoyerswerdaer Bevölkerung eine Haltung zu erkennen, wie sie vorwiegend nordischen Völkern eigen ist, und die ihren Ursprung in dem Indogermanentum erkennen läßt. Einzelne Wesenszüge der Hoyerswerdaer Bevölkerung sind schon bei der Beschreibung der heutigen Lebensform ausführlich erwähnt worden; deshalb kann sich dieser Teil darauf beschränken, kurze Hinweise zu geben.

Die Geschlossenheit des einzelnen Hofes und die Unabhängigkeit in der Wirtschaftsführung betonen das Gefühl für Abstand der Menschen untereinander, das auch in dem Verhalten der Jüngeren zu den Älteren zum Ausdruck kommt und in der Wertschätzung, die man den Frauen gegenüber zum Ausdruck bringt. Im Brauchtum wie im täglichen Umgang hat dieser Wesenszug seinen Niederschlag gefunden und verliert sich auch nicht im ausgelassenen Treiben fröhlicher Feste. Die Frau steht an der Seite des Mannes mit ihrem eigenen Aufgabenkreis und genießt das gleiche Ansehen in der Gemeinschaft wie er.

Der Bauer haftet an seinem Boden, auch wenn er nur karge und dürftige Erträge bringt, wie es seit den letzten Jahrzehnten der Fall ist. Irgendwelche „nomadischen" Züge haften ihm nicht an, wie ihm auch Ausbreitungsgelüste fremd sind, die ihn neidvoll auf solche Nachbarn blicken ließen, die von seinem Mißgeschick verschont geblieben sind. Die Viehzucht spielt eine ganz unwesentliche Rolle. Die Bodenfläche ist begrenzt und verlangt gerade wegen der geringen Ertragfähigkeit sorgfältige Pflege und Nutzung. Auch die Flurnamen weisen darauf hin, daß schon in der frühesten Zeit die Feldbestellung und der Ackerbau die verbreitetste Form der Bodennutzung darstellte und für die Viehzucht und Weidebetrieb keinen Raum mehr zuließ. — Kennzeichnend für diese Art der Wirtschaftsführung ist auch die Liebe zu den Tieren. In ihnen erblickt der Bauer nicht Geschöpfe, die ihm bei seiner schweren Arbeit helfen, die ihm Nutzen verschaffen oder für ihn nur Handelsobjekte sind; er steht vielmehr in einem fast persönlichen Verhältnis zu ihnen. Das entspricht der-

selben Anschauung, die man der Natur gegenüber allgemein zeigt; man sieht sie belebt und beseelt und damit im Grunde vergöttlicht und geheiligt. Das reiche Brauchtum, das sich noch in zahlreichen Resten erhalten hat und sich nicht durch die Beeinflussung der christlichen Kirchen beseitigen ließ, ist in erster Linie eine Naturverehrung, die erst durch die Christianisierung zu Aberglauben und Geisterfurcht umgedeutet worden ist.

In ihrer Lebensauffassung ist die Hoyerswerdaer Bevölkerung aristokratisch. Sie erkennt Standesunterschiede an und billigt Vorrechte, die durch Leistung erworben sind, wie sich auch im dörflichen Gemeinschaftsleben jeder einer Ordnung einfügt. In der schönsten Weise spiegelt sich diese Haltung in den Erzählungen und in dem Glauben an den „Kral", an den heimlichen König, der aus ihrer Mitte erstehen soll. Die Erzählungen von dem Kral sind mehr als Volkssagen im üblichen Sinne; sie sind noch in der Vorstellung der Menschen lebendig und drücken heute noch den Wunsch aus nach einem überragenden Menschen aus ihrem eigenen Blute, dem sie sich gern unterstellen.

Aus der Schaffensfreude und der ganzen Lebenshaltung spricht eine freudige Lebensbejahung, die sich in den verschiedenen Altersstufen verschieden äußert. Schon eine Beschreibung der Sorbenwenden aus dem 18. Jahrhundert (Buch im Museum Hoyerswerda) berichtet, daß „Spiele, der Gesundheit oder dem Hauswesen schädlich, ihnen nicht bekannt waren, wohl aber solche, die die Glieder übten und stärkten, Klettern, Rennen, Tanzen usw.". Diese Art der Körperertüchtigung ist heute auf die Jugend beschränkt. Unter den Älteren haben sich nur die Spiele in der Spinnstube erhalten und dann allgemein der Tanz und das Lied als Ausdruck der Freude und der heiteren Lebensauffassung. Die Freude am Gesang und besonders am Volkslied kann wohl gelten als ein Wesenszug des dinarischen Rasseanteils in der Bevölkerung, wie auch die Pflege des Volkstums und die Neigung zu einer Beschäftigung mit der Volks- und Stammeskunde und eine gewisse Sprachbegabung einen Zug der dinarischen Seele darstellt [16]). Die Sprache zeichnet sich durch Klarheit und Anschaulichkeit aus und läßt eine geistige Beweglichkeit erkennen. — Aus vielen Unterhaltungen sprach immer wieder ein freudiges Erinnern an die Militärdienstzeit. Zahlreiche Kriegsauszeichnungen, Beförderungen während des Feldzuges und nicht zuletzt die großen Verluste lassen erkennen, daß die Männer tüchtige und zuverlässige

[16]) Günther: Rassenkunde des deutschen Volkes, S. 224—225, Verlag Lehmann, München 1933.

Soldaten in diesen entscheidungsvollen Jahren gewesen sind. Der gerechtfertigte Stolz auf diese Leistungen ist bis heute unverändert geblieben, wird aber nicht zur Selbstgefälligkeit oder Überheblichkeit. Eine Absonderung nach außen und eine gute treffende Beurteilung anderer Menschen möchte ich ebenfalls als Wesenszüge kennzeichnen, wie auch ein bleibendes Vertrauen zu Fremden oder zu Neuerungen, sobald man sich von ihrer Absicht oder ihrem Wert überzeugt hat.

Diese Kennzeichnung der seelischen Eigenschaften kann natürlich nichts anderes sein als ein in groben Zügen entworfenes Bild der Bevölkerung, das nicht den Anspruch erheben darf, für alle zutreffend zu sein. Es ist das Ergebnis der Beobachtungen, die an einer großen Zahl von Untersuchten gemacht worden snid. Diese bestimmen das allgemeine Bild der Bevölkerung.

Bei so enger Nachbarschaft der Hoyerswerdaer Bevölkerung mit slawischen Völkern überrascht es, daß der Einschlag der ostbaltischen Rasse so verschwindend gering ist. Weder bei der Betrachtung der Maße und Lichtbilder noch bei der Betrachtung der geistig seelischen Anlagen konnten nennenswerte Einschläge der ostbaltischen Rasse festgestellt werden, die eine stärkere Vermischung mit den slawischen Nachbarn oder die Abstammung der Bevölkerung von slawisch-wendischen Vorfahren erkennen ließe, die (vgl. Bunak, Schwidetzky u. a.) vorwiegend der ostbaltischen Rasse angehört haben. Vielleicht könnten die Abbildungen 35, 36 und 68 einen Einschlag der ostbaltischen Rasse vermuten lassen; jedoch geben auch die Bilder wenig Grund zur Annahme eines nennenswerten ostbaltischen Einschlages.

Slawische Vergleichsgruppen.

Der große Völkerstrom, den wir heute mit dem Namen Westslawen belegen, drang vom östlichen Europa vor und besiedelte weite Teile Mitteleuropas und des heutigen deutschen Reichsgebietes. Der weiteren Ausbreitung wurde erst seit dem 9. Jahrh. durch das Eingreifen deutscher Herrscher ein Ende gesetzt und durch sie das Land wieder in deutsche Abhängigkeit gebracht. Deutsche Kolonisten wurden ins Land gerufen, und in den folgenden Jahrhunderten setzte sich immer stärker die Vorherrschaft der Deutschen durch. Die Verbindung zwischen den einzelnen slawischen Stämmen ging verloren. Durch die Unterschiedlichkeit der politischen Ereignisse in den Landschaften erfuhren die einzelnen Volksreste eine Sonderentwicklung, welche die einen früher, die anderen später dem Deutschtum einfügte. Das einstige Verbreitungsgebiet läßt sich noch an dem Vorkommen

slawischer Sprachreste innerhalb der Reichsgrenzen nachweisen. Slawische Grabfunde, die an Beigaben als solche erkenntlich sind, vermitteln uns eine Vorstellung von der rassischen Beschaffenheit der alten wendischen Bevölkerung in der Zeit von der Mitte des 11. bis zum Ende des 12. Jahrhundert. An ihnen läßt sich eine Reihe von gemeinsamen Merkmalen [17]) beobachten, die als allgemein slawische Kennzeichen gelten können.

An den Bewohnern der Gebiete, von denen aus die slawischen Völker ihre weiteren Wanderungen antraten, ließen sich zwei Grundtypen erkennen. Der eine trägt die Merkmale, die sich heute bei der sog. ostbaltischen (osteuropiden) Rasse finden; er ist besonders häufig im Osten anzutreffen. Der andere, der die Merkmale der nordischen Rasse trägt, findet sich vorwiegend bei den Westslawen, bevor diese unter Gewaltherrschaft der Awaren gerieten.

Während die Slawen also vor ihrer Wanderungszeit ein nordisch-ostbaltisches Gemenge darstellten, machte sich schon seit der Zeit ihrer weiteren Ausbreitung eine starke Entnordung bei den Westslawen bemerkbar.

Auch bei den Wenden lassen sich nicht mehr die beiden ursprünglichen Typen unterscheiden. Schon frühzeitig nehmen sie eine Sonderstellung ein. Ihre Siedlungsplätze lagen nicht in abgeschlossenen Gebieten, sondern an größeren Verkehrswegen. Durch das Zusammentreffen mit Fremden wurden sie schon frühzeitig zu einer Mischbevölkerung.

Eine Zusammenstellung aller Schädelfunde aus dem altslawischen Siedlungsbereich, wie sie die Arbeit von Schwidetzky bringt, gibt gute Vergleichsmöglichkeiten mit den heute lebenden Menschen der gleichen Gebiete und zeigt, in welcher Richtung ein Wandel der Rassenzugehörigkeit stattgefunden hat.

Nach dieser Arbeit zeigen alle Altslawenschädel eine große Schädellänge, eine mittlere Höhe und Breite. Der Gesichtsteil ist niedrig und von mäßiger Breite; das Obergesicht ist mittelbreit bis breit. Der Nasalindex schwankt ebenfalls um mittlere Werte. Die Schädel sind nach den Indizes vorwiegend als mesokran, ortho- und mediokran zu bezeichnen.

Von den vielen Fundplätzen altslawischer Schädel sollen zunächst die aus der unmittelbaren Nachbarschaft der Oberlausitz zum Vergleich herangezogen werden. Es sind dies die Funde aus Schlesien, Böhmen, Posen und der Provinz Sachsen. Ein ähnlicher Verlauf der

---

[17]) Schwidetzky, Ilse: Rassenkunde der Altslawen. Enke, Stuttgart 1938.

Geschichte und ein ähnlicher Besiedlungsgang lassen auch eine ähnlich gestaltete Bevölkerung in diesen Landschaften erwarten.

Die Unterschiede der Mittelwerte zwischen den Merkmalen der alten Slawenschädel und denen der heutigen Oberlausitzer Bevölkerung, die durch Umrechnung aus den Werten für die Kopfform gewonnen sind, müssen jedoch mit einigem Vorbehalt betrachtet werden, weil keine Gewähr dafür besteht, daß es sich bei den Schädelreihen nur um männliche Stücke handelt. Darüber hinaus wird auch der Erhaltungszustand und eine mögliche Schrumpfung durch Eintrocknung zu berücksichtigen sein.

Die geringere Länge und Höhe des Schädels, die größere Breite und der damit verbundene höhere Längenbreitenindex der heutigen Bevölkerung, die kleineren Werte für die Längenhöhen- und die Breitenhöhen-Indizes, die größere Stirnbreite und die größere Jochbogenbreite lassen aber trotz der Vorbehalte deutlich erkennen, in welcher Weise sich das rassische Bild der Bevölkerung der Oberlausitz seit der Zeit vor der deutschen Wiedergewinnung des Ostens durch deutsche Kolonisatoren geändert hat.

	Schäd.-Länge	Breite	Höhe	L.-Br. Index	L.-H. Index	Br.-H. Index	Kl. Stirnbr.	Jochb.-Br.
Schlesien	187,5	140,7	136,6	75,2	72,6	97,6	98,3	132,1
Böhmen	185,9	141,8	138,9	76,2	74,2	97,6	98,1	131,0
Posen	188,4	138,6	136,7	73,5	73,8	98,8	101,6	132,6
Prov. Sachsen	187,8	140,3	134,7	74,9	73,0	96,0	96,8	133,9
Oberlausitz (errechnet)	181,7	154,7	121,4	83,3	66,9	77,5	103,2	136,1

Noch auf eine andere Weise kann verdeutlicht werden, wie wenig Berechtigung es hat, noch rassisch von einem Slawentum in der Oberlausitz zu sprechen. Die ältesten Wohnsitze der Slawen befinden sich im Gebiet des mittleren und oberen Dnjepr in der Nähe der Rokitnosümpfe. Benachbart waren im Westen die Germanen, im Norden die Balten und im Osten die Finnen. Nachdem die Goten, die vorher am Dnjepr gewohnt hatten, nach dem Süden abgewandert waren, haben die Slawen deren Siedlungsorte an der Weichsel eingenommen. Dort fand auch die Absonderung der Westslawen statt, die sich bis zur Elbe ausbreiten konnten. In ganz Osteuropa finden sich in benachbarten Bezirken, scharf gegeneinander abgegrenzt, Menschen, die rassisch deutliche Unterschiede zeigen. Wie B u n a k [18]) nachgewiesen

[18]) V. Bunak: Neues Material zur Aussonderung anthropologischer Typen unter der Bevölkerung Osteuropas. Zeitschr. f. Morph. u. Anthr. Bd. XXX, Heft 3, 932, S. 441 ff.

hat, sind diese Unterschiede auf eine Besiedlung durch verschiedene ethnische Gruppen in früherer Zeit zurückzuführen, deren ursprüngliche Unterschiede sich in vielen Gebieten bis zur Gegenwart erhalten haben. Veränderte geologische und klimatische Verhältnisse haben hier keinen Einfluß ausüben können.

Aus den vielen Siedlungsgruppen der Gegenwart, die das erwähnte Werk behandelt, treten besonders zwei hervor, die durch ihre Geschichte als Nachkommen der mit den abgewanderten Westslawen nahe verwandte Slawenstämme gelten können.

Es handelt sich hierbei vorwiegend um die beiden Typen-Gruppen Waldaj und Oberdnjepr, die bei Bunak zur „baltischen Gruppe" zusammengefaßt sind. Heute finden sich diese Typen wieder im Verbreitungsgebiet der Slawen — Kriwitschi, der Ilmenbewohner, der Litauer, der Skandinavier und der Westfinnen. Alle übrigen Gruppen stehen mit den Völkerschaften des östlichen Mitteleuropa in keiner Beziehung.

Die Kennzeichnung der körperlichen Merkmale der „Baltischen" Volksgruppe kann sich nur auf die Wiedergabe einiger Zahlenwerte aus dem genannten Werk beschränken. In der Übersicht sind diesen Zahlen die entsprechenden Mittelwerte aus der Untersuchung in Hoyerswerda-Land zum Vergleich gegenübergestellt.

	Oberlausitz ♂	Oberlausitz ♀	Waldaj	Ober-Dnjepr	Rosenheim-Land	Allgäu-Süd	Süderdithmarschen	Fehmarn	Hessen	Franken
% d. Helläugig.	70	63	49	47	68	77	94	96	81	58
% d. Individ. ohne Lidfalte	31	48	59	62						
% mit horiz. od. gesenkt. Nasenbasis	84	62	93	91						
Kopflänge mm	189	180	185	191	188	189	196	194	192	187
Kopfbreite	162	153	154	154	157	158	160	162	159	159
Kopfindex	85	85	83	80	84	84	82	84	82	85
Gesichtshöhe	120	112	125	126	144	124	121	122	122	113
Jochbogenbreite	142	134	139	139	141	142	143	145	143	140
Gesichtsindex	85	84	90	90	88	87	85	84	86	81
Nasenindex	60	60	61	61	65	67	60	62	68	63
Körperhöhe cm	168	154	168	169	170	169	173	174	170	166

Der auffälligste Unterschied zwischen der „baltischen" Gruppe und der Bevölkerung Hoyerswerdas liegt zunächst in der größeren Zahl helläugiger Menschen in der Oberlausitz. Während die Kopf-

längen keine erheblichen Unterschiede aufweisen, ist die Kopfbreite in der Lausitz durchschnittlich größer. Damit erhöht sich auch der Längenbreitenindex des Kopfes. Das Gesicht ist niedriger und der Gesichtsindex ebenfalls etwas kleiner. Bemerkenswert ist noch das häufigere Vorkommen einer Lidfalte in der Lausitzer Bevölkerung gegenüber den Angehörigen der osteuropäischen Rassengruppen. Kleineren Unterschieden wie beim Nasenindex und der Jochbogenbreite ist keine Bedeutung beizulegen, weil sie schon durch eine verschiedene Meßtechnik und durch zufällige Auswahl der untersuchten Personen hervorgerufen sein können.

Die Mehrzahl der Merkmale der Oberlausitzer zeigt eine größere Ähnlichkeit mit deutschen Bevölkerungsgruppen als mit der „baltischen" Völkergruppe Osteuropas.

Außer Süderdithmarschen und Fehmarn haben alle aufgeführten Gruppen eine annähernd gleiche Körperhöhe. Die Mittelwerte für Kopfbreite, den Kopfindex und den Gesichtsindex der Lausitzer Bevölkerung zeigen mit den übrigen deutschen Gruppen eine größere Übereinstimmung als mit den beiden slawischen Gruppen.

Überraschend ist eine große Ähnlichkeit der Hoyerswerdaer Bevölkerung mit der von Süderdithmarschen, Fehmarn und Hessen in einer großen Reihe von Merkmalen, von denen hier nur Kopfbreite, morphologische Gesichtshöhe, Jochbogenbreite und morphologischer Gesichtsindex genannt werden können. Die Ähnlichkeit mit diesen norddeutschen Gruppen läßt sich mit großer Wahrscheinlichkeit daraus erklären, daß die Sorbenwenden im Laufe der Jahrhunderte durch Menschen westelbischer Herkunft ersetzt worden sind, die schließlich im sorbischen Sprachgebiet die sorbische Sprache angenommen haben. Diese Vermutung wird zunächst durch volkskundliche Untersuchungen und dann auch durch die Familien- und Familiennamenforschung bestätigt. Seit dem Verlassen ihrer ursprünglichen Wohnsitze am Oberdnjepr waren die Wenden zu einer Mischbevölkerung geworden, die viele von den ursprünglich allen indogermanischen Völkern eigenen nordischen Eigenschaften schon eingebüßt hatten. Mit dem Vordringen des Deutschtums werden aber Menschen, die der slawischen Mischbevölkerung angehörten, häufig in die Schicht der Knechte abgesunken und dadurch oftmals ehelos bzw. kinderarm geblieben sein. Das wird die Ursache sein, daß die Lausitzer Bevölkerung den anderen deutschen Gruppen in ihren körperlichen Merkmalen näher steht als den angeführten slawischen Gruppen, die nach den Beschreibungen Bunaks den Wenden nahe verwandt sind.

Schriftennachweis.

Bach, Fritz, Leitfaden zu anthropometrischen Sporttypenuntersuchungen und deren statistischer Auswertung. München, O. Gmelin, 1930.

Bunak, V., Neues Material zur Aussonderung anthropologischer Typen unter der Bevölkerung Osteuropas. Zeitschr. f. Morph. u. Anthropol. Bd. XXX, H. 3. 1932.

Burkhardt, F., Die Entwicklung des Wendentums im Spiegel der Statistik. Langensalza, J. Beltz, 1933.

Frenzel, W., Vorgeschichte der Lausitzen. Land und Volk, insbesondere die Wenden. Langensalza, J. Beltz, 1932.

Frenzel-Karg-Spamer, Grundriß der sächsischen Volkskunde. Leipzig-1933.

Geiger, Paul, Deutsches Volkstum in Sitte und Brauch, Berlin, Walter de Gruyter & Co., 1936.

Günther, H. F. K., Rassenkunde des deutschen Volkes. München, J. F. Lehmann, 1933.

Henning, A., Die Dorfformen Sachsens. Zeitschr. d. Vereins f. sächs. Volkskunde, Dresden, 1912.

Kaune, Ewald, Untersuchungen über slawische und germanische Einflüsse auf die Entwicklung des vogtländischen Bauernhauses. Diss. Plauen i. V., 1915.

Kötzschke, Rud. — Ebert, W., Geschichte der Ostdeutschen Kolonisation, Leipzig, Bibliogr. Institut, 1937.

Kropf, Walter, Die Billendorfer Kultur auf Grund der Grabfunde. Diss. Berlin, 1937.

Laubert, Manfred, Deutsch oder slawisch? Kämpfe und Leiden des Ostdeutschtums. Berlin, Bund Deutscher Osten, 1928.

v. Leers, Joh., Geschichte des deutschen Bauernrechts, Leipzig, W. Kohlhammer, 1938.

Lehmann, R., Geschichte des Wendentums in der Niederlausitz bis 1815 im Rahmen der Landesgeschichte. Langensalza, J. Beltz, 1931.

Martin, Rud., Anthropometrie, Berlin, J. Springer, 1929.

Mielke, Robert, Siedlungskunde des deutschen Volkes. München, J. F. Lehmann, 1936.

Schneeweis, Edm., Feste und Volksbräuche der Lausitzer Wenden. Leipzig, Markert u. Petters, 1931.

Scholz, Heimatbuch des Kreises Hoyerswerda. Liebenwerda, 1925.

Schuchardt, Carl, Alteuropa, Berlin, Walter de Gruyter, 1935.

Schultz, Bruno K., Rassenkunde deutscher Gaue; Bauern im südlichen Allgäu, Lechtal und Bregenzer Wald. München, J. F. Lehmann, 1935.

Schultz, H. A., Die Burgunden im Gebiete der heutigen Preußischen Oberlausitz. Görlitz, Gesellsch. f. Anthr., Urgesch. und Volkskde. d. Preuß. O. L., 1937.

Schwidetzky, I., Rassenkunde der Altslawen. Stuttgart, Enke, 1938.

Strobel, Hans, Bauernbrauch im Jahreslauf. Leipzig, Koehler u. Amelung, 1936.

— Tracht und Mode. Nat. Soz. Monatsh. 92. München 1937.

Tetzner, Fr., Die Slawen in Deutschland. Braunschweig, Vieweg, 1902.

Thiede, Klaus, Flurbild und Dorfbild in deutschem Land. Leipzig, Bibliogr. Institut, 1937.

Werchan, Georg, Heimatkundliche Zahlenreihe des Kreises Hoyerswerda. Hoyerswerda, 1937.

Abb. 1.

Abb. 2.

Abb. 3.

Weinberg
Neu wies
Nauli
Bergen
Seidewinkel
Seidewinkel
HOYERSWERDA
Brüthen
Zeißig
Hoyer
Kühnicht
Pumpw.
Dörgenhausen
Schneider
Schanzwerk
Wasserw.
Seidenmühle
Neuhof
Teich
Schacht
Kl. Teich
Weg nach Ke
Mühlteiche
Mühlteiche
Kl. Zeißig
Seidewinkel
Feuerw.
Seidenmühle
Seidewinkel
Kühnicht
Kl. Zeißig
Schneider
Schacht
Kl. Teich
Neuhof
Pumpw.
Schanzwerk
Wasserw.
Seidenmühle
Seidewinkel
Bergen
Seidewinkel
Neu wies
Weinberg
Nauli
Hoyer
Kühnicht
Zeißig
Dörgenhausen
Brüthen
HOYERSWERDA
Nauli
Seidewinkel
Bergen
Weinberg
Neu wies
B-k. Gr.

Abb. 4.

Abb. 5.

Abb. 6.

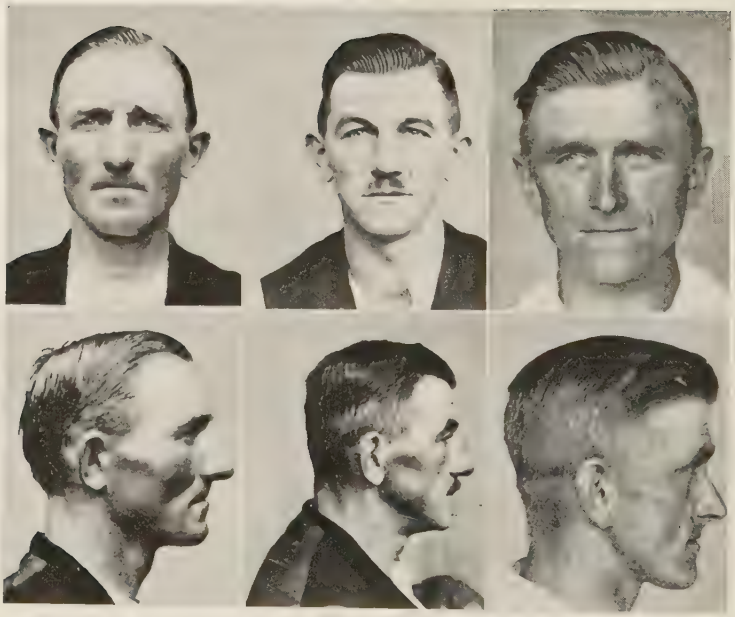
1. 2. 3.

4. 5. 6.

Tafel II.

7. 8. 9.

10. 11. 12.



13. 14. 15.

16. 17. 18.

19. 20. 21.

22. 23. 24.

25. 26. 27.

28. 29. 30.

31. 32. 33.

34 35. 36.

37. 38. 39.

40. 41. 42.

43. 44. 45.

46. 47. 48.

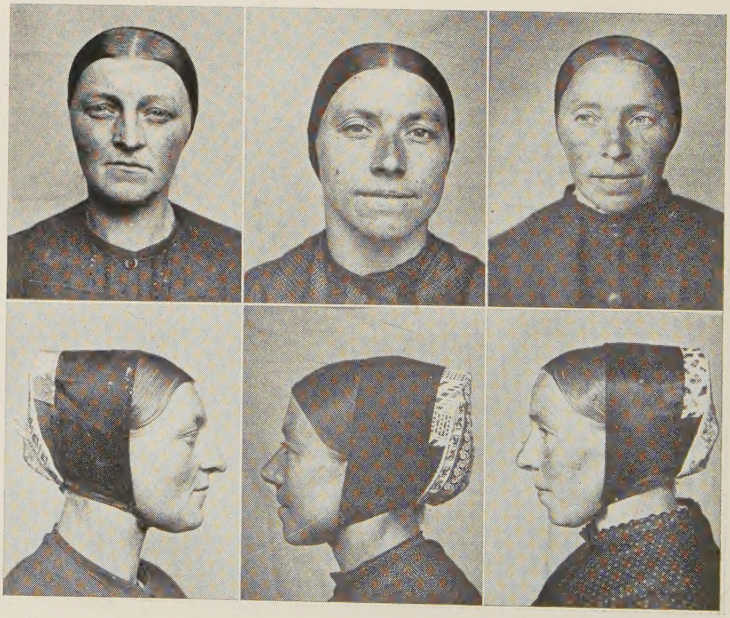
49. 50. 51.

52. 53. 54.

55. 56. 57.

58. 59. 60.

61. 62. 63.



64. 65. 66.

67. 68. 69.

70. 71. 72.

Lebenslauf.

Am 4. Februar 1912 wurde ich, Heinrich Gottong, in Werder (Havel) geboren. Meine Eltern entstammen alten Werderschen Weinbergsbesitzerfamilien. Nach anfänglichem Besuch der Volksschule habe ich seit dem 11. Lebensjahre die Oberrealschule in Potsdam besucht und dort im März 1932 die Reifeprüfung abgelegt.

Eine Vorliebe für die Beobachtung von Lebensvorgängen führte mich im April 1932 zum Studium der Naturwissenschaften an der Universität Berlin. Neben der Anthropologie wurden Geologie, Zoologie, Botanik und Physik meine Studienfächer, bis die Sozialanthropologie und die menschliche Erblehre immer mehr in den Vordergrund traten. Meine Lehrer in diesen Fächern waren die Herren Professoren Fischer, Lenz, Verschuer, Weinert, Reiter, P. Hertwig und seit dem Wintersemester 1935/36 Herr Professor Günther.

Schon seit der Zeit vor meiner Reifeprüfung hatte ich den Plan, mich eingehender mit den Eigenschaften und Lebensgewohnheiten einer landschaftlich eng umgrenzten Bevölkerungsgruppe zu beschäftigen. Ich dachte dabei zunächst an eine volkskundliche Beschreibung meiner eigenen Umgebung im Havelland. Nachdem mich das Studium und die Berufsaussichten für einige Zeit etwas davon abgebracht hatten, gelang es mir durch Herrn Professor Günthers freundliche Unterstützung, meinen Plan in etwas anderer Form doch noch zu verwirklichen.

Meine Absicht war, zwei Bevölkerungsgruppen miteinander zu vergleichen, die verschiedener Stammesherkunft sind, heute aber den gleichen äußeren Bedingungen (Landschaft, Klima, Wirtschaftsform u. ä.) unterstehen.

Im Juni 1936 begann ich gemeinsam mit stud. phil. Steuer mit der anthropologischen Aufnahme einer Bevölkerungsgruppe in der Preußischen Oberlausitz, die im Volksmunde den Namen „Wenden" führt. Unmittelbar daran anschließend untersuchten wir eine zweite Bevölkerungsgruppe in der Provinz Sachsen, die thüringisch-fränkischer Stammesherkunft sein sollte, jedoch seit mehreren hundert Jahren der Oberlausitzer Bevölkerung benachbart ist.

Bei dem einjährigen Aufenthalt in der untersuchten Bevölkerung wollte ich auch die Lebensgewohnheiten, die charakterliche Beschaffenheit und die besonderen Fähigkeiten der Bewohner beobachten und diese Feststellungen in eine Beziehung zu ihren sonstigen rassischen Eigenschaften setzen. Dadurch kam ich zu einer eingehenden Beschäftigung mit dem „Volkstum" der Oberlausitzer Bevölkerung und damit zur Volkskunde selbst.

In Verbindung mit der Rassenkunde sehe ich in der Volkskunde eine Wissenschaft, die eine notwendige Voraussetzung ist, um Volkspflege zu betreiben oder rassenpolitisch, erzieherisch und volksbildend arbeiten zu können.

Werder (Havel), im Februar 1939.

Heinrich Gottong.